VEL
NE

GRADUATE THEOLOGICAL UNION
GTU
LIBRARY
1962

ZEIT-WENDE

DIE NEUE FURCHE

HERAUSGEGEBEN VON WOLFGANG BÖHME · OTTO GRÜNDLER
FRIEDRICH LANGENFASS · EBERHARD MÜLLER · RUDOLF ALEXANDER
SCHRÖDER UND REINOLD VON THADDEN-TRIEGLAFF

AUS DEM INHALT

KARL EPTING — DIE SCHWARZEN SÖHNE FRANKREICHS
C.-CHR. SCHWEITZER — TRADITION UND VORBILDER
HELMUT ECHTERNACH — DIE APOSTOLIZITÄT DER KIRCHE
HANS BOHNENKAMP — STUFEN UND ÜBERGÄNGE IM WESTDEUTSCHEN SCHULWESEN
KARL O. PAETEL — AUSLANDSSTIMMEN ZUM 20. JULI 1944

7 XXIX. JAHRGANG
JULI 1958

PACIFIC LUTHERAN THEOLOGICAL SEMINARY LIBRARY

VERLAG SONNTAGSBLATT · VERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Karl Epting: Die schwarzen Söhne Frankreichs 433
Viktor Grawit: Hast du mich lieb? 442
Carl-Christoph Schweitzer: Tradition und Vorbilder 443
Helmut Echternach: Die Apostolizität der Kirche 456
Theodor Kramer: Gedichte 468

Kommentare

Hans Bohnenkamp: Stufen und Übergänge im westdeutschen Schulwesen 470

Stimmen von draußen

„Damit darf man sich nicht abfinden" 478
Das Auge der Kamera 479
Der Alkoholismus als Wirtschaftsproblem 480

Bücher

Afrika ist groß 482
Amerikas Konflikt 484
Zweimal Europa 485
Bildbände 487
Europäisches Drama 489
Orgel aus Staub 490
Eine Schulreise 491
Wie mit Brueghelschem Pinsel 492
Das Beständige 493
Stalingrad 494

Berichte 495

Randbemerkungen

Auslandsstimmen zum 20. Juli 1944 498
Lovis Corinth 502
Zwiesprache 504

Bildbeilage

Lovis Corinth: Der Vierwaldstätter See am Nachmittag 488

Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 45, Salbeistraße 15, Fernruf 36 29 26;
Dr. Wolfgang Böhme, Frankfurt a. M., Reuterweg 34, Fernruf 55 88 70

Verlag Sonntagsblatt G. m. b. H., Hamburg 13, Mittelweg 111, Fernruf-Sammelnr. 44 55 21
Mitglied des Gemeinschaftswerks der evangelischen Presse

Druck: Flensburger Druckerei, Flensburg, Nikolaistraße 7

Die „Zeitwende" kann über jede Buchhandlung, durch Bestellung beim zuständigen Zustellpostamt oder direkt vom Verlag bezogen werden. Einzelheft 2,20 DM; Vierteljahresabonnement 6,– DM zuzüglich Zustellgebühr.

Konten: Zeitwende im Verlag Sonntagsblatt; Postscheck: Hamburg 16 40 80; Bank: Hamburger Sparcasse von 1827; Girokonto 41 471.

Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt.

ZEITWENDE · DIE NEUE FURCHE
29. JAHRGANG / HEFT 7 JULI 1958

Die schwarzen Söhne Frankreichs

Der zweite Weltkrieg

Der Aufstand des schwarzen Afrikas gegen Frankreichs Kolonialherrschaft begann am 26. August 1940, als der schwarze Gouverneur der Tschadkolonie Eboué, aus Guyana, in Anwesenheit des von de Gaulle und der britischen Regierung nach Afrika entsandten Kommissars René-Jean Pleven in Fort Lamy die Fahne des Aufruhrs hißte und sich selbst und seine Kolonie vom Mutterland lossagte. Damit war in das französische Empire, für dessen Schutz und Verwaltung die französische Regierung auf Grund des deutsch-französischen Waffenstillstandsvertrags vom 22. Juni 1940 allein die Verantwortung hatte, die tiefe Spaltung hineingetragen, die dann in den folgenden Jahren die um den Marschall Pétain gescharten Franzosen und ihre Gegner immer mehr gegeneinander erhitzte. Dem Abfall der Tschadkolonie folgte am 29. August Kamerun. Am 25. Dezember 1940 überfielen freifranzösische Einheiten St. Pierre und Miquelon. Im Juli 1941 besetzten die Japaner Indochina, ohne die französische Verwaltung unter Admiral Decoux aufzuheben; zwischen dem 8. Juni und 12. Juli 1941 führten britische Truppen einen kurzen Feldzug gegen Syrien; am 4. Mai 1942 bemächtigten sich die Briten Madagaskars, und im November 1942 landeten die Amerikaner in Französisch-Westafrika, Marokko und Algerien. Daß zwei französische Parteien sich befehdeten und hinter der einen die überlegene Macht Großbritanniens und Amerikas sichtbar wurde, hat dem Ansehen Frankreichs als Kolonialmacht nachhaltig geschadet. Die jakobinische Mystik des „einen und unteilbaren Frankreich", das durch die Anziehungskraft seiner geistigen Ausstrahlung die unterworfenen Völker assimilieren und Schwarze und Gelbe in Franzosen verwandeln könne, wurde hier im Keime zerstört, obwohl die erste „Reichskonferenz", die de Gaulle im Januar 1944 nach Brazzaville einberufen hatte, gerade den jakobinischen Glauben der über Rassen- und Glaubensgegensätze hinweggreifenden Einheit zur Grundlage aller zukünftigen überseeischen Aktivitäten Frankreichs erklärte. Die „Ziele des Kolonisationswerks, das Frankreich in seinen Kolonien vollbringt, schließen jeden Gedanken an Autonomie und jede Möglichkeit einer Entwicklung außerhalb der französischen Einheit aus; die eventuelle, selbst in ferner Zukunft liegende Einrichtung von Selfgovernments in den

Kolonien muß ausgeschlossen werden", heißt es in der Schlußresolution der Konferenz. In diesem unzeitgemäßen und übertriebenen jakobinischen Konzept hatten beinahe alle Schwierigkeiten Frankreichs nach 1945 ihre Ursache. Der Ruf von Brazzaville erklang in einer Welt, die bereits im Wandel begriffen war.

Die Verfassung von 1946 und das Rahmengesetz von 1956

Die Verfassung der Vierten Republik vom 28. September 1946 zeigt in ihrer Präambel und ihrem Abschnitt VIII, der der „Union française" gewidmet ist, eine wesentlich weniger ausschließliche Haltung als die Erklärung von Brazzaville. Sie unterscheidet zwischen der „Französischen Republik", die das französische Staatsgebiet in Europa, die überseeischen Departements Alger, Constantine, Oran, Guadeloupe, Guyana, Martinique und Réunion umfaßt, den „Überseeischen Gebieten" in Afrika und Asien, das heißt fast allen ehemaligen Kolonien, den „Assoziierten Gebieten" Togo und Kamerun, den „Assoziierten Staaten" Viet-Nam, Cambodga und Laos, den „Protektoraten" Tunesien und Marokko und dem „Kondominium" der Neuen Hebriden. Die „Assoziierten Staaten" und die „Protektorate" haben inzwischen die „Union française", in der sich nie ein echtes Commonwealth-Bewußtsein entwickelt hat, nach blutigen Kämpfen und unter unsäglichen Leiden ihrer Völker verlassen. In den zum französischen „Mutterland" – der „métropole" – gehörenden nordafrikanischen Departements wütet seit Jahren der Krieg. Das blutige Ringen in Indochina und Algerien, die lange Unterdrückung der Selbständigkeitsbestrebungen in Tunis und Marokko, die heutige Haltung der Mehrzahl der französischen Parteien, die dem algerischen Volk noch immer das Recht, sich als Nation zu konstituieren, abstreiten, erinnern daran, daß der Geist von Brazzaville, der die „Union française" nur als den äußeren konzentrischen Kreis der „république une et indivisible" aufgefaßt hatte, noch nicht ausgestorben ist. Der Glaube, daß es für alle Menschen, welcher Rasse und Zunge sie auch sein mögen, eine Freude und Ehre, ja geradezu das höchste Glück sei, durch Übertritt und Bekenntnis Franzose zu werden, hat verhindert, daß sich als Gegenpol zu der kulturimperialistischen und nationalistischen Ideologie in den Völkern des „Empire" überhaupt das tiefere Bewußtsein einer konföderativen Zusammengehörigkeit als Aufgabe entwickeln konnte. Der Gedanke des „größeren Frankreich" wurde nicht eingeschränkt oder berichtigt durch den Gedanken des „Reichs" oder der französischen „Wohlstandsphäre". Die meisten Völker, die sich von Frankreich losmachen, ziehen nach den Erfahrungen der letzten vierzehn Jahre vielmehr die volle Unabhängigkeit irgendwelchen föderativen Bindungen vor – und dies, obwohl die „Loi Deferre", das „Rahmengesetz" vom 23. Juni 1956, Teil VIII der Konstitution in der Richtung einer größeren Selbstverwaltung und Mitwirkung der Eingeborenen an der Ordnung ihrer eigenen Angelegenheiten wesentlich korrigiert hat. Das Gesetz gibt den Artikeln 77 und 78 der Verfassung von 1946 einen neuen Gehalt, indem es die Funktionen der Territorialparlamente erweitert und dem Gouverneur sogenannte „conseils de gouvernement" zur Seite stellt, die gleichsam die Vorformen vollverantwortlicher Regierungen darstellen. Lägen auf den Beziehungen Frankreichs zu seinen afrikanischen Besitzungen nicht die Hypotheken

des algerischen Krieges, so könnte dieses Gesetz, wenn es weiterentwickelt wird, wohl in der Lage sein, die Afrikaner auf die Autonomie, im Rahmen einer französisch-afrikanischen Union, hin zu erziehen. Aber die Zeit eilt und die Ungeduld der Schwarzen steht im geraden Verhältnis zur Langsamkeit, die sich Frankreich in der Lösung der nordafrikanischen Probleme – zu Unrecht – erlaubt.

Wirtschaftliche Probleme

Frankreichs afrikanischer Besitz besteht zur Zeit, außer dem umstrittenen Algerien, aus Französich-Westafrika, das die Gebiete Senegal, Mauretanien, Sudan, Guinea, Elfenbeinküste, Haute-Volta, Dahomey und Niger zusammenfaßt, aus Französisch-Äquatorialafrika mit den Gebieten Gabun, Mittlerer Kongo, Tschad und Oubanghi-chari, der französischen Somaliküste, Madagaskar und den Komoren; außerdem aus den ehemaligen Mandatsgebieten Togo und Kamerun. Am 29. Dezember 1956 wurde ferner eine „Organisation commune des Régions sahariennes" geschaffen, an deren Verwaltung Algerien, Mauretanien, Sudan, Niger und Tschad beteiligt sind. Die Aufgabe dieser Neuordnung ist es, die in der Sahara entdeckten Bodenschätze dem Anspruch irgend einer der werdenden Nationen zu entziehen und für Frankreich allein zu reservieren. Die Sahara liegt hinter Algerien; ohne Algerien zu beherrschen, hat Frankreich zu diesen Bodenschätzen auf die Dauer keinen sicheren Zugang. Deshalb ist der Krieg in Nordafrika vor allem ein Wirtschaftskrieg.

Der Umfang der neuentdeckten Schätze ist vielfach übertrieben worden. Am 24. März 1957 erklärte der französische Ministerpräsident Guy Mollet: „Man kann sicher sein, daß die Sahara in spätestens zehn Jahren die Hälfte der europäischen Bedürfnisse an Petrol decken kann." Am 12. Mai 1957 wurde in der Zeitung „L' Industriel" behauptet, die Ölvorkommen der Sahara kämen denen des Nahen Ostens gleich, der im Jahre 1957 immerhin 176 Millionen Tonnen oder ein Fünftel des Weltaufkommens produziert hat. Der dritte französische Fünfjahresplan, der von 1956 bis 1960 läuft, sieht etwas bescheidener die Feststellung und Erschließung von 100 Millionen Tonnen Ölvorkommen vor, gegenüber Lägern von 30 bis 35 Millionen Tonnen, die bis 1955 bekannt geworden waren. Inzwischen glauben die Techniker in den bisher erschlossenen südalgerischen Hauptgebieten um Hassi-Messaoud und Edjelé mit Sicherheit Läger von 300 Millionen Tonnen nachweisen zu können. Man hofft, die Gesamtproduktion aus den überseeischen Gebieten und aus dem Mutterland bis 1961 auf neun Millionen Tonnen steigern zu können. Diese Produktion würde jedoch erst ein Viertel des französischen Eigenbedarfs decken. Der Transport des Öls aus der Sahara mit Hilfe von Pipelines, die bei Bougie und irgenwo zwischen Gabès und Tripolis enden sollen, fordert große Investitionen und militärische Sicherungen. Man wird deshalb das Öl erst nach der Pazifikation Nordafrikas in größerem Umfang ausnützen können. Die algerische Befreiungsfront erklärt, keinen Tropfen des Öls zur Küste durchlassen zu wollen, solange nicht die volle Unabhängigkeit Algeriens und dessen Anteil an den neuen Bodenschätzen garantiert sei.

Ähnliche Hoffnungen wie auf das Öl der Sahara setzt Frankreich auf die Wasserkräfte Afrikas. Denn im Mutterland läßt sich die Aluminiumproduktion angesichts der beschränkten Kapazität der

Elektrizitätswerke im Alpen- und Pyrenäengebiet nicht mehr wesentlich ausweiten. Man hofft in Französisch-Guinea bis 1964 eine Energiegewinnung von drei Milliarden Kilowatt und eine Aluminiumproduktion von 150 000 Tonnen, in Kamerun eine Aluminiumproduktion von 45 000 Tonnen und im Kongogebiet, am untern Kouilou, eine Energiegewinnung von 6,5 Milliarden Kilowatt zu erreichen. Frankreich wird die Summen, die in diese gewaltigen Vorhaben und in ähnliche große Arbeiten investiert werden müssen, nicht allein aufbringen können und sucht deshalb, zum Beispiel über den Gemeinsamen Markt, auch andere Geldgeber zu interessieren.

Die Politik der Investitionen in Afrika ist aber in Frankreich selbst nicht unbestritten. Zunächst sind die „Überseeischen Gebiete" ein Faß ohne Boden und die Gelder, die in diesen riesigen Gebieten in die Industrie, die Landwirtschaft, den Straßenbau, in Schulen und Krankenhäuser hineingesteckt werden, fehlen im Mutterland für die Rationalisierung der Produktion und für den Wohnungsbau. Jede staatliche und private, französische und ausländische Kapitalinvestition ist außerdem nur sinnvoll, wenn es gelingt, die politische Zukunft der afrikanischen Länder so zu gestalten, daß eine dauernde aufbauende Zusammenarbeit zwischen Frankreich und den andern kapitalgebenden Ländern auf der einen und den aufstrebenden afrikanischen Nationalstaaten auf der anderen Seite gesichert ist.

Es gibt in Frankreich viele Stimmen, die sagen, Frankreich hätte sich ohne den Ballast seiner afrikanischen Besitzungen in seinem Lebensstandard längst zu einem Land wie die Schweiz, wie Schweden oder Norwegen entwickeln können. Das ist möglich. Dann müßte Frankreich aber auch eine Politik treiben, die der effektiven Größe seines Territoriums entspricht. Seine überseeischen Gebiete dienten ihm bisher zum Vorwand einer „Politik der Größe" als der vierten Großmacht der Erde, und die Nationalisten, vom Sozialisten Lacoste bis zum Rechtsextremisten Poujade, möchten auf die stets einsatzbereite „présence" Frankreichs in der Weltpolitik auch heute keineswegs verzichten.

Nur ein Viertel der französischen Einfuhr stammt aus der „Union française d'outre-mer", und nur ein Drittel der Ausfuhr geht in diese Gebiete. Auf den gesamten Austausch des Mutterlandes bezogen stehen sämtliche überseeischen Gebiete mit 3 % als Lieferanten und 5 % als Abnehmer zu Buche, wobei das Schwergewicht bis vor kurzem eindeutig auf den inzwischen emanzipierten nordafrikanischen Gebieten lag. Obwohl das französische Empire auf ein Alter von mehreren hundert Jahren und in den heute wichtigsten Teilen auf ein Alter von achzig Jahren zurückblicken kann, ist die wirtschaftliche Symbiose zwischen Mutterland und überseeischen Gebieten in den allerersten Anfängen steckengeblieben. Die „Union française" müßte heute erst geschaffen werden, wenn es dazu nicht möglicherweise schon zu spät ist. Auch der Gemeinsame Markt wird hier strukturell zunächst wenig ändern.

Die politische Lage in den einzelnen Gebieten

Das „Rahmengesetz" vom 23. Juni 1956 gab der französischen Politik die Möglichkeit, die auflebenden politischen Energien der afrikanischen Völker in den neu konstituierten Kommunal-, Kantonal- und Regionalparlamenten zu kanalisie-

ren. Inzwischen suchen die eingeborenen Kräfte langsam einen eigenen Weg. Sie waren bisher in drei Parteien zusammengefaßt: dem von Houphouet-Boigny geführten „Rassemblement Démocratique Africain" (RDA), der „Convention africaine" mit L. S. Senghor an der Spitze, der auch als Dichter französischer Zunge bekannt ist, und dem „Mouvement Socialiste Africain", geführt von Lamine-Gueye, dem Bürgermeister von Dakar. Die auf die Umgestaltung drängenden Kräfte müssen sich nicht nur mit den französischen Absichten und mit der Kolonialverwaltung auseinandersetzen, sondern auch mit den konservativen Ordnungen ihrer Sippen, Stämme und Völker, die die Tendenz haben, sich selbst noch in den modernen geistigen Bewegungen und den neuen sozialen Schichtungen in den Häfen und Handelsstädten spürbar zu machen. Die alten Stammesbindungen leben noch, vor allem im Innern des von Frankreich kontrollierten Gebiets und im Norden nach Marokko hin, wo das Stammesbewußtsein einzelner Berbervölker in allerjüngster Zeit noch einmal Geschichte gemacht hat. Die Grenzauseinandersetzung zwischen Marokko und *Mauretanien*, die entstanden ist, weil das unabhängige Marokko sich nach Süden abzurunden sucht und weil auf der andern Seite die Organisation eines eigenen Verwaltungsbezirks „Sahara" Unklarheiten in der Zugehörigkeit der südwestlichen Teile der ursprünglichen Südgebiete Algeriens geschaffen hat, wird auf beiden Seiten von alten feudalen Kräften geführt.

Umgekehrt war das etwas südlicher gelegene *Senegal* im März 1958 der Schauplatz moderner Lohnkämpfe und Streiks, vor allem unter den öffentlichen Angestellten und Arbeitern, bei denen es neben den Lohnforderungen auch um die Frage der gegenseitigen Unabhängigkeit der politischen und der gewerkschaftlichen Organisationen ging. Bisher haben sich in Afrika drei Gewerkschaften niedergelassen, die „Confédération africaine des travailleurs croyants", die der christlichen Gewerkschaft des Mutterlandes entspricht, die sozialistische „Force ouvrière" und die der linksradikalen CGT verwandte „Union générale des travailleurs d'Afrique noire" (UGTAN). Die Politiker des „Rassemblement Démocratique Africain" sind der Auffassung, daß jeder Streik, der sich gegen eine afrikanische Regierung richtet, die Autorität dieser Regierung in Mitleidenschaft ziehe, das koloniale Regime stärke und die Befreiung Afrikas verzögere. Die Syndikalisten der UGTAN glauben dagegen, daß die gemeinsamen Ziele des afrikanischen Volkes gleichzeitig auf dem syndikalistischen und auf dem politischen Wege erreicht werden können, da es ihnen selbst nicht wie in Europa um die Konstitution einer Klasse in den noch ungeformten Völkern Afrikas, sondern um Freiheit und Gleichberechtigung für alle Eingeborenen gehe.

In *Guinea* hat sich die „Demokratische Partei", der dortige Zweig des RDA, auf einem in Conakry Ende Januar 1958 stattgefundenen Kongreß zum Wortführer evolutionärer Thesen gemacht und verlangt, daß die Kompetenzen der Territorialversammlungen erhöht, die „conseils de gouvernement", die nach dem Rahmengesetz den Gouverneuren beigegeben sind, zu Körperschaften umgestaltet werden, die in der Verwaltung des Landes wirklich Verantwortung haben, daß die „conseils de gouvernement" zu „Bundesversammlungen" von Französisch-West- und Äquatorialafrika zusammengefaßt werden und daß letzten Endes für die gesamte Politik in Afrika die in der französischen Verfassung vorgesehene und auch regelmäßig zusammentretende Versammlung der „Union française" und nicht das Parlament der „métropole", die

„Assemblée nationale", zuständig sei. Auch die Konferenz von Conakry forderte als Hauptanliegen der afrikanischen Politik, daß der Algerienkrieg sofort beendet und Algerien als politische Nation anerkannt werde.

An der *Elfenbeinküste* machte sich der Regionalverband des „Rassemblement Démocratique Africain", die „Demokratische Partei Elfenbeinküste" (P. D. C. J.), zwar diese Forderungen im Hinblick auf echte Autonomie und auf die Gründung eines algerischen Staates zu eigen, lehnte aber den Plan der Zwischenschaltung einer echten bundesstaatlichen Ordnung zwischen den einzelnen Territorien und der „Union française" im Rahmen des bisherigen Französisch-Westafrika ab; die Elfenbeinküste solle der „Union française" als autonomes Staatswesen unmittelbar angehören. Die Küste ist das reichste Gebiet in diesem Teil von Französisch-Afrika: die Politiker der Côte d'Ivoire wünschen nicht, daß ihr Land zur „Milchkuh" der Föderation Französisch-Westafrikas werde. Außerdem bestehen zwischen Dakar als der Hauptstadt von Französisch-Westafrika und Abidjan, der Hauptstadt der Küste, alte landschaftliche und personelle Gegensätze. Abidjan hat dem Gedanken des föderativen Aufbaus Afrikas durch seine Ablehnung einen Schlag versetzt, noch bevor die Auseinandersetzung in ihr entscheidendes Stadium getreten ist.

Auch die ersten allgemeinen, unter der Kontrolle der UNO stehenden Wahlen in *Französisch-Togo*, die Ende April stattfanden, deuten auf eine Wandlung in den afrikanischen Auffassungen. Dort hat die Oppositionspartei, das „Komitee für die Einheit Togos" — „Comité de l'unité togolaise" (CUT) —, 28 Sitze von 46 erlangen können. Der bisherige Ministerpräsident Grunitzky, Führer der „Fortschrittspartei", dessen Sympathien für Frankreich im ganzen Lande bekannt sind, wurde geschlagen, seine Partei erhielt nur drei Sitze. Die politische Führung wird nunmehr an die Gruppen übergehen, die sich im Wahlkampf gegen ein Verbleiben Togos im französischen Verbande ausgesprochen haben, wobei offenbar in den Reihen der Sieger noch Meinungsverschiedenheiten über den Weiterweg herrschen. Ein Teil der führenden Persönlichkeiten, die englische Erziehung genossen haben und mit dem ursprünglich britischen Teil Togos, der sich Ghana angeschlossen hat, durch verwandtschaftliche Beziehungen verbunden sind, arbeitet auf einen Anschluß an Ghana hin. Andere, die durch französische Schulen hindurchgegangen sind, möchten zwischen dem selbständigen Ghana und dem britischen Nigeria unter Zusammenschluß von Togo und Dahomey eine neue selbständige Einheit schaffen. Auch in Togo bestehen die großen Gegensätze zwischen Küste und Hinterland, die das politische Leben Ghanas so sehr belasten, und es ist noch nicht deutlich geworden, ob die Stämme des Nordens den Ewes des Südens, die für den Sieg der Opposition verantwortlich sind, folgen werden.

In *Dahomey* führten Arbeitsstreitigkeiten in den Palmölfabriken von Avrankou, die die Ernte von fast 300 000 Pflückern verarbeiten, Anfang Februar 1958 zum Rücktritt der Eingeborenenregierung, die ihre Kompetenzen für nicht ausreichend hielt, um mit Erfolg in dem Streit zwischen der französischen Gesellschaft und der Eingeborenengewerkschaft UGTAN zu vermitteln. Auch hier bereiten die sozialen Spannungen das Terrain für die Forderungen nach politischer Autonomie oder voller Unabhängigkeit vor.

Im Mandatsgebiet *Kamerun* kam es im Februar 1958 ebenfalls zu einem Regierungswechsel, der durch mißverständliche Äußerungen des Hohen Kommissars Jean Ramadier über die Zukunft des

Gebiets provoziert worden war. Kamerun besitzt unter der Kontrolle der UNO bereits ein ziemlich weit entwickeltes autonomes Regime. Das Problem beruht hier mehr auf den internationalen Schwierigkeiten, die in der Vollversammlung der UNO entstehen könnten, wenn das selbständig gewordene Mandatsgebiet wünschen sollte, in der einen oder andern Form in der „Union française" zu verbleiben, wie es heute offenbar nicht nur der Wunsch Frankreichs, sondern auch der Mehrheit der Delegierten in der „Assemblée territoriale" ist. Die extremistischen Gruppen, die von Kairo aus im arabischen und kommunistischen Sinne gesteuert werden und die vorübergehend einen Maquis bildeten, von dem aus sie gegen die Ordnungkräfte des Mandatsgebiets operierten, scheinen sich mehr und mehr den Anschlußthesen der legalen Parteien zu nähern. Frankreich erntet hier die Früchte aus dem Umstand, daß sich seine jakobinischen Prinzipien in einem Lande mit Mandatscharakter nicht voll hatten entfalten können.

Madagaskar forderte schon 1947 bis 1948 in einem Aufstand, der die ganze Insel erfaßte und den Frankreich unter blutigem Terror unterdrückte, seine volle Unabhängigkeit. Frankreich verhaftete damals die politischen Vertreter der Madagassen unter Verletzung ihrer Indemnität als Abgeordnete und hielt sie seitdem in Frankreich gefangen, — in den letzten Jahren in provisorischer Freiheit, aber mit Zwangsaufenthalt auf französischem Territorium. Dadurch wurde die madagassische Bewegung, die 1947, verführt vom indochinesischen Beispiel, zu früh losgeschlagen hatte, ihrer politischen und geistigen Führung beraubt. Keiner der Politiker, die sich auf der Insel in Freiheit befinden, besitzt genügend Autorität, um die nationalen Kräfte des Landes geschlossen hinter sich zu bringen. Die jungen Kräfte sehen in dem in Paris exilierten Jacques Rabemananjara die Persönlichkeit, die möglicherweise die madagassische Freiheitsbewegung in die Hand nehmen könnte, aber wie allen andern festgehaltenen Politikern ist auch ihm politische Tätigkeit untersagt. Die vor kurzem vom französischen Parlament ausgesprochene Amnestie für die Aufständischen von 1947/48 ist auf Antrag der Sozialisten, die im Pariser „Überseeischen Ministerium" eine ihrer Bastionen errichtet haben, dahin eingeschränkt worden, daß die Amnestierten erst von 1963 an politisch wieder tätig sein können. Frankreich hat sich zwar mit diesen harten Maßnahmen auf der Insel vorläufig Ruhe verschafft, aber die Politiker wachsen auch auf der Insel nach, und die Ziele des Volks von Madagaskar werden immer die gleichen sein. Im Augenblick liegt der Schwerpunkt der madagassischen Anstrengungen auf der Stärkung der Kompetenzen der Zentralregierung in Tananarive gegenüber den Regierungen und Parlamenten der Provinzen.

Die Pläne der Afrikaner

Der kurze Durchgang durch die Probleme der wichtigsten afrikanischen Gebiete zeigt, wie mannigfaltig die Fragestellungen und wie unsicher vielfach noch die Zielsetzungen sind. Bei der Konferenz, die im Herbst 1957 die Politiker Französisch-Westafrikas in Bamako, der Hauptstadt des Sudans, vereinigte, wurde das „Rassemblement Démocratique Africain" beauftragt, eine Zusammenkunft aller afrikanischen Parteien zu organisieren, bei der die politischen Forderungen der Afrikaner formuliert werden sollten. Diese Zusammenkunft hat Mitte Februar

1958 in Paris stattgefunden. Die versammelten Organisationen, das RDA, die „Convention africaine", das „Mouvement socialiste africain" und fünf kleine regionale Parteien sprachen sich hier im Hinblick auf eine schnelle Revision des Abschnitts VIII der französischen Verfassung für folgende Ziele aus: 1. Innere Autonomie für jedes Territorium in Französisch-West- und Äquatorialafrika. 2. Föderative Zusammenfassung der Territorien auf der Basis der Gleichberechtigung, unter freiwilligem Verzicht auf gewisse Kompetenzen zu Gunsten einer „Bundesversammlung" und einer „Bundesexekutive" von Französisch-Westafrika und Französisch-Äquatorialafrika. 3. Alleinige Zuständigkeit der „Bundesrepublik", bestehend aus dem europäischen Frankreich, den Bundeszusammenschlüssen von Französisch-Westafrika und Französisch-Äquatorialafrika und den in keinem föderativen Verhältnis stehenden einzelnen Territorien der bisherigen „Union française" für Verteidigung, Außenpolitik, Geldwesen, Hochschulbildung und Rechtswesen. 4. Zusammenfassung der afrikanischen politischen Bewegungen in einer Einheitspartei, — nach dem Vorbild der indischen Kongreßpartei. Diese Einheitspartei, der „Parti du rassemblement africain", wurde Ende März 1958 auf einem zweiten Kongreß in Dakar gegründet und darüber hinaus eine „Gemeinschaftsfront für afrikanische Aktion" mit allen jenen Bewegungen, die, wie das „Rassemblement Démocratique Africain", nicht in der Einheitspartei aufgehen wollen. Die afrikanischen Bewegungen haben sich also von allen extremistischen Parolen losgesagt; sie wollen zunächst, angesichts der Schwierigkeiten, denen Länder wie Ghana, Marokko und Tunis dank ihrer vollen Unabhängigkeit in den letzten Jahren begegnet sind, innerhalb einer französisch-afrikanischen Gemeinschaft bleiben, vorausgesetzt, daß Frankreich seine zweigleisige Politik der Unterdrükkung Algeriens auf der einen und der Kollaboration mit dem schwarzen Afrika auf der andern Seite aufgibt.

Die innere französische Auseinandersetzung

In Frankreich selbst erkennen immer weitere Kreise die Dringlichkeit einer grundlegenden Reform des Verhältnisses zwischen Mutterland und Kolonien an. Die Frage ist auf dem Kongreß der Dissidenten innerhalb der „Radikalsozialistischen Partei" Ende März in Nantes zur Sprache gekommen. François Mitterand, einer der Führer der „Demokratisch-sozialistischen Widerstandsunion", forderte in der Wochenzeitung „Express" am 17. April 1958 ein sofortiges Handeln von seiten Frankreichs. Maurice Duverger sprach im „Monde" vom 10. April 1958 von der Notwendigkeit einer neuen „Verfassunggebenden Versammlung" für die „Union française". Auch die protestantische Wochenzeitung „Réforme" mahnte am 19. April zur Eile. Dem schnellen Eingreifen der Regierung stellen sich aber die alten Widerstände entgegen: die jakobinische Idee der „einen und unteilbaren Republik", die den Gedanken einer „Bundesrepublik" ausschließt; das mangelnde Verhältnis der politischen Kreise zur Autonomie überhaupt, wie es in der Behandlung der sprachlich eigenständigen Gebiete im Mutterland — Elsaß, Bretagne, Baskenland und andere — in der Geschichte immer wieder zu Tage getreten ist; schließlich auch der algerische Krieg, unter dem Argument: wenn wir den schwarzen Territorien die Autonomie gewähren, können wir sie Algerien nicht versagen. Es ist leider zu fürchten, daß

Frankreich sich auch hier zu spät aufrafft und die Chancen nicht nutzt, die die afrikanische Mäßigung für den Bau einer dauerhaften Gemeinschaft im Augenblick noch bietet. Charles de Gaulle hat bisher nur erklärt, daß er den Teil VIII der Verfassung ändern wolle, aber noch nicht gesagt, unter welchen Vorzeichen die „Union française" umgebaut werden soll.

Der Kongreß der unabhängigen afrikanischen Staaten in Accra im April 1958 hat eine Resolution zum Algerienkrieg gefaßt und außerdem beschlossen, den Angriff gegen den Kolonialismus vor allem auf Frankreich zu konzentrieren. Frankreich wird sich über seinen weiteren kolonialpolitischen Weg bald entscheiden müssen. Es muß die allgemeine Entschlußlosigkeit, die sich in immer neuen Regierungskrisen äußert, überwinden, wenn die eurafrikanische Einheit, deren Realität die Voraussetzung für die positive deutsche Haltung zu den europäischen Wirtschaftszusammenschlüssen ist, gerettet werden soll. Dabei geht es nicht in erster Linie um Verfassungs- und Wirtschaftsfragen, sondern darum, daß dieser Kontinent gemeinsam neu geordnet werde, nachdem die alten organischen Bindungen des Stammes, der Sprache und der Kultur in beiderseitiger europäischer und afrikanischer Schuld zerstört worden sind. Die geistige Landschaft Afrikas bietet ein wüstes Durcheinander alter Stammesvorstellungen, wissenschaftlich-rationalistischer, atheistischer, marxistischer, mohammedanischer, katholischer und protestantischer Einflüsse in einer Gesellschaft, in der der Nomade, der Hirt und der Pflanzer unmittelbar neben dem Proletarier der Hafenstädte, dem Handwerker und Angestellten der Verwaltungszentren, dem Industriellen und Händler stehen; wo man direkt aus dem Steppendorf nach Paris zieht, um sich in der französischen Hauptstadt zum Kampf gegen den Westen westlich zu bilden. Der Absolutismus der Stammeshäuptlinge hat hier mitten in der neuen repräsentativen Demokratie noch Geltung, oft verkörpert in der gleichen Person; aber für alle die alten und neuen, fremden und einheimischen Werte ist das Gesetz der Kristallisation noch nicht gefunden. In einem Artikel im „Monde" vom 11. Januar 1958 warnt der Kabyle Jean Amrouche, Schriftsteller französischer Sprache und Bildung, die Franzosen:

„Philippe Barrès erinnert daran: ‚das gesamte Afrika lebt von Frankreich'. Glaubt er, daß es immer so bleiben wird und daß die Afrikaner damit zufrieden sein werden, sich diesem beleidigenden Hinweis für immer zu unterwerfen? Der Afrikaner hat sein Bild vom Menschen nicht ein für allemal nach den französischen Normen festgelegt. Der Gegenstand seines inneren und äußereren Suchens ist der freie Mensch im Rahmen einer geistigen Tradition und einer menschlichen Gesellschaft, in der er sich selbst erkennt und die ihn ihrerseits anerkennt. Das Kolonialsystem von der französischen Kultur her rechtfertigen zu wollen, ist eine Anmaßung und Würdelosigkeit."

Solche Stimmen beweisen, daß Frankreich den Bogen überspannt hat. Durch seinen kulturimperialistischen Anspruch und sein politisches Beharrungsvermögen erschüttert es nicht nur die politische und wirtschaftliche Ordnung Afrikas, sondern seine eigene geistige Mission und hinter ihr die geistige Aufgabe des Abendlandes überhaupt. Man darf nicht übersehen, daß durch die europäischen Zusammenschlüsse die mit Frankreich verbündeten Länder — wohl nicht de facto, aber moralisch und deshalb auch politisch — für die Neugestaltung Afrikas mitverantwortlich sind. Sie können, so scheint es, ihre Aufgabe an den afrikanischen Völkern im Augenblick am besten erfüllen, wenn sie ihrem französischen Partner helfen, seine afrikanischen Probleme sinnvoll zu meistern.

Karl Epting

Hast du mich lieb?

So sind wir gefragt — als einzelne und als Kirche. Der erste, der so gefragt wurde, war Petrus (Joh. 21,16), der Jünger, der seinen Herrn dreimal verleugnet hatte. Seither ist diese Frage in der Kirche nicht verstummt. Sie kann und darf auch nicht verstummen. Denn sie ist die Schicksalsfrage der Christenheit. Nun sind wir die Gefragten. In strenger Einseitigkeit, unter pointierter Absehung von allem, was sonst noch von einem Christen zu erwarten ist, sind wir allein nach unserer Liebe zu Jesus Christus gefragt. Wir müssen uns klar werden über sie.

Das ist möglich. Denn Liebe verrät sich. Zum Beispiel im Eifer unserer Worte. Prüfen wir also an ihm unsere Liebe. Sind wir nicht oft erstaunlich wortkarg, wo es gilt, die Lebendigkeit, Nähe und Verläßlichkeit unseres Herrn in seiner Kirche, in Taufe und Abendmahl zu durchdenken und zu bezeugen? Und andererseits: sind wir nicht oft auffallend geschwätzig, wenn wir zu politischen Fragen Stellung nehmen? Sind uns diese Fragen wichtiger? Sind sie es womöglich, von denen wir insgeheim letzte Entscheidungen über Leben und Tod erwarten? Stehen wir etwa im Begriff, unseren Herrn zu vergessen über den Sorgen und Verpflichtungen, die uns dringlicher erscheinen? Das ist die Frage nach unserer Liebe.

Man kann sie noch genauer formulieren. Wen oder was lieben wir Christen in Deutschland heute eigentlich? Lieben wir Jesus Christus oder lieben wir die Entscheidungen, die wir in seinem Namen fällen? Gewiß gehört zur Liebe auch der Gehorsam. Hineinverflochten in weltweite Spannungen und genötigt zu riskanten politischen Entscheidungen, suchen wir unserem Herrn gehorsam zu sein auch im Bereich des politischen Denkens und Handelns. Aber dieser Gehorsam ist nicht mehr als ein Versuch, belastet mit der Unzulänglichkeit und Fehlbarkeit des Menschen. Wir müssen ihn unternehmen, aber wir dürfen ihn nie mit dem Willen unseres Herrn identifizieren. Wo das in der Leidenschaft der Diskussion dennoch geschieht, wird Christus auf eine politische Definition reduziert. Damit beginnt die Unterwanderung des Glaubens durch eine Ideologie, die Unterwerfung der Kirche unter die Politik und in beidem der Verlust der Vollmacht der Verkündigung. Dahinter aber steht der Verrat an Christus, die Preisgabe unserer Liebe zu ihm.

Diese Liebe ist unser Schicksal. Denn liebend liefern wir uns aus an die Person des Geliebten. Damit gleitet unser Leben hinüber in seine Hände. Aus ihnen empfängt es jetzt seine Prägung, Kraft und Lebendigkeit. Liebe ist das Geheimnis, durch Hingabe zu empfangen, ist die Möglichkeit, aus der Lebenskraft des Auferstandenen zu leben, weit über die geringen eigenen Reserven hinaus. Deshalb besteht er auf unserer Liebe. Deshalb fragt er uns so eindringlich nach ihr. Nun sollen wir antworten.

Viktor Grawit

CARL-CHRISTOPH SCHWEITZER

Tradition und Vorbilder

Eine Studie über die Ahnenreihe der Männer des 20. Juli

Zumindest seit 1945 ist das Nationalbewußtsein der Deutschen gestört und ihr Geschichtsbild getrübt worden. Kein Volk kann aber auf die Dauer ungestraft seine eigene Geschichte zum tabu erklären; denn — um den deutschen Bundestagspräsidenten zu zitieren — „auch ein Volk im Massenstaat hat eine Seele, einen ganzheitlichen, aus der Vergangenheit in die Zukunft greifenden, inneren Lebens- und Bewußtseinszusammenhang“[1]). Nur weil wir kein gültiges deutsches Geschichtsbild besitzen, vermochte sich im In- und Ausland die These zu behaupten, daß eine freiheitlich-rechtsstaatliche Regierungs- und Lebensform der deutschen Tradition widerspreche. Diese These von der völligen Traditionslosigkeit unseres heutigen Staatswesens ist geschichtswissenschaftlich betrachtet nicht aufrechtzuerhalten. Der Beweis für diese Behauptung ließe sich an einer Fülle von einzelnen Beispielen und Phänomenen erbringen, soll aber in der hier vorgelegten kurzen Betrachtung einiger Etappen der letzten 150 Jahre deutscher Geschichte vor allem unter zwei Gesichtspunkten angetreten werden:

Wir werden einmal aufzuzeigen versuchen, daß es in dieser Geschichtsepoche Politiker von staatsmännischem Rang gegeben hat, die sich weder durch eine „ernste“ internationale Lage noch durch eine erfolgreiche Außenpolitik ihres Landes daran hindern ließen, die Verwirklichung freiheitlich-rechtsstaatlicher Grundsätze in der Innenpolitik zu fordern und in die Tat umzusetzen. Zum zweiten werden wir bei aller gebotenen Zurückhaltung gegenüber möglichen Gefahren historischer Vergleiche die These wagen dürfen, daß es auch in Deutschland im Verlaufe der letzten 150 Jahre nicht an bedeutenden Persönlichkeiten gefehlt hat, die ihrer ganzen politischen Einstellung und ihrem Handeln nach als echte Vorbilder unserer heute bedrohten sogenannten „westlichen Wertewelt“ gelten können, und zwar gerade auch in jenem Stand, der wegen seiner Haltung im Dritten Reich so oft geschmäht worden ist — d. h. unter den Vertretern des deutschen Geisteslebens.

1. Der innenpolitische praeceptor Germaniae

An erster Stelle wäre zu verweisen auf den Freiherrn vom Stein, der zu den wenigen großen „Innenpolitikern“ der deutschen Geschichte zählt. Gewiß gingen die preußischen Reformer an ihre Aufgaben unter dem Zwang der außen-

politischen Lage, d. h. in der Auffassung heran, daß man das Napoleonische Joch durch eine Reorganisation des preußischen Staatswesens abschütteln müsse. Eine gute Innenpolitik war aber gerade für Stein — als den für uns wichtigsten Repräsentanten der preußischen Reformzeit — durchaus Selbstzweck. Darin liegt sowohl seine historische Bedeutung wie auch seine Aktualität für unser eigenes Staatswesen, das gegenüber außenpolitischen Bedrohungen ja gerade auch innenpolitisch „anziehender" gestaltet werden sollte. Stein ging es darum, „die Nation daran zu gewöhnen, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus jenem Zustand der Kindheit hinauszutreten, in dem eine immer unruhige, immer dienstfertige Regierung die Menschen vertraut"[2]). Steins gesamtem politischen Wirken lag daher die Frage zugrunde, wie man „Bürgersinn und Gemeingeist" — ein immer wieder von ihm verwandter Begriff — in Deutschland erwecken könne. Von diesem grundsätzlichen Anliegen her müssen wir die tatsächlich durchgeführten, aber auch die nach Steins Intentionen noch in Aussicht genommenen Reformen betrachten. Dieses Anliegen lag der sogenannten Bodenbefreiung zugrunde, d. h. der Aufhebung der Erbuntertänigkeit und der Verleihung des Eigentumsrechtes an die Domäne-Bauern. Der Musterfall ist aber die von Stein geschaffene Städte-Ordnung des Jahres 1808 mit den Prinzipien der kommunalen Selbstverwaltung und der ehrenamtlichen Mitwirkung der Bürger an der Gestaltung der Gemeindeangelegenheiten. Stein wollte das Prinzip der Selbstverwaltung institutionalisieren in Stände- und Volksvertretungen oder — um den von ihm gebrauchten terminus technicus anzuwenden — in Repräsentationen aller Art. Diese Repräsentationen wollte er über die Kommunen und Landkreise ausgedehnt wissen auf die preußischen Provinzen, auf die Monarchie und schließlich auf das „eine Vaterland Deutschland". Wir wissen, daß Stein seine stufenweise, d. h. von den unteren nach den oberen Ebenen des staatlichen Lebens konzipierten Reformen nicht alle verwirklichen konnte. Durch seine Kommunal- und Landkreisordnung wies der Nassauische Reichsfreiherr jedoch den kommunalen Gesetzgebern in Deutschland nach ihm ganz eindeutig den Weg[3]).

Wir Heutigen tun aber auch gut daran, uns vor Augen zu führen, daß dieser Beamte und homo politicus die Macht nicht um ihrer selbst willen suchte. Im Gegenteil: wiederholt glaubte er der Macht ausweichen zu müssen. So machte er z. B. im Jahre 1804 den preußischen König darauf aufmerksam, daß er sich für das ihm angetragene Amt eines Finanz- und Wirtschaftsministers nicht befähigt fühle, obwohl er gerade diese Aufgabe dann glänzend löste. Stein zog sich auch immer dann zurück, wenn er ein Verbleiben im Amt nicht länger für vereinbar hielt mit seiner Selbstachtung — so etwa 1807, als er den preußischen König in einem berühmt gewordenen Schreiben „um seine Dienstentlassung" bat[4]). In solcher Selbstachtung müssen wir ja zweifellos eines der wichtigsten Kennzeichen jeder demokratischen Lebensform erblicken. Gefordert wurde sie bei Stein besonders auch von den Beamten. Ihm ging es immer wieder um die Entwicklung eines echten Beamtenethos. „Ihre und meine und jeden redlichen

Mannes Pflicht ist es", so schrieb er im Jahre 1802 an einen hohen Beamten, „der Wahrheit getreu zu bleiben, diese mit Mäßigung, Ernst und Festigkeit zu sagen; und wenn man sieht, daß alles vergeblich ist, so zieht man sich vor dem Geschäft zurück und läßt sich nicht zur Aufführung eines Gebäudes führen, das wegen seiner Unvollkommenheit entweder von selbst zusammenstürzt, oder den Druck und den Unwillen vieler Tausender bewirkt." Und dann folgt die für alle Zeiten gültige Maxime: „Der Beifall des Gewissens und der verwalteten Menschen ist besser als der eines Ministers"[5]).

Das Hauptanliegen Steins war es — das läßt sich zusammenfassend sagen —, ein traditionsgebundenes Nationalbewußtsein auf der Grundlage einer echten staatsbürgerlichen Haltung zu entwickeln und zu festigen. Dabei strebte der preußische Reformer einmal die Schaffung eines Verfassungsklimas gänzlich unabhängig von der geschriebenen Verfassung an, und zum anderen die Institutionalisierung der von ihm für richtig erkannten Verfassungsgrundsätze.

Auf die institutionelle Seite (den Aufbau von Vertretungs-Körperschaften u. a.) haben wir bereits hingewiesen. Immer wieder betonte Stein in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, auf geschichtlich Gewachsenem aufzubauen. „Allein dadurch", so erklärte er einmal, „daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickelt, kann man ihm eine Dauer in die Zukunft versichern; sonst erhält die neue Institution ein abenteuerliches Dasein ohne Vergangenheit und Bürgschaft für die Zukunft"[6]). Das Geheimnis einer ungeschriebenen Verfassung hingegen hatte Stein zweifellos England abgelauscht. Man müsse in Preußen und Deutschland, so sagte er, zu einer „lebenden, in die Gewohnheiten und Sitten des Volkes eingegangenen Verfassung" kommen.

Unter solchen Aspekten ergeben sich auch Verbindungslinien von Stein zu Pestalozzi. Immer wieder hat sich Stein auf Pestalozzi berufen und einen Bezug hergestellt zwischen der Methodik des großen Pädagogen und seiner eigenen Sicht des Prinzips der Selbstverwaltung. Die Anteilnahme und Mitwirkung des einzelnen am politischen Leben war für Stein letzten Endes unzertrennbar verbunden mit der vollen Entfaltung der menschlichen Gesamtpersönlichkeit im Sinne von Aristoteles' zoon politikon. „Die Vollkommenheit der Erziehungs- und Lehranstalten", so formulierte er es 1810, „kann den Mängeln der Einrichtungen des Staates abhelfen, und umgekehrt können diese die Fehler jener mildern." Beide gemeinsam „erzeugen Gemeingeist" und haben „wohltätigen Einfluß auf den Geist und Charakter der Nation"[7]).

Charakteristisch für die Ära der preußischen Reformer — für diese große Zeit preußisch-deutscher Geschichte, als deren Repräsentanten wir hier Stein herausgestellt haben, — ist im übrigen aber auch noch, daß lange Jahre hindurch bedeutende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nicht gegeneinander arbeiteten, sondern ganz bewußt einander die Bälle zuschoben: denken wir nur an Steins Zusammenspiel mit Humboldt oder Arndt; an die ursprüngliche Verbindung zwischen Stein und Hardenberg; oder an Scharnhorst und Gneisenau — die wir ja sozusagen als „Großväter" des Leitbildes vom „Staatsbürger in

Uniform" betrachten dürfen. Allen diesen Männern gemeinsam gebührt jedenfalls ein ganz wesentlicher Anteil an dem Gegenbeweis, den wir hier gegen die These von der angeblichen Traditionslosigkeit unseres freiheitlich-rechtsstaatlichen Denkens erbringen wollen.

2. Der politische Liberalismus — keine „Bewegung", sondern Elite

Die liberalen Bestrebungen dieser preußischen Reformer vermochten sich in der auf den Pariser Friedensschluß folgenden Ära Metternich nicht gegen die Kräfte der Restauration und Reaktion durchzusetzen. Der große Diplomat in Wien strebte in erster Linie danach, die bestehende Ordnung Europas zu erhalten, die durch zwei große Folgeerscheinungen der Französischen Revolution bedroht war: durch den Nationalismus in der Außen- und den Liberalismus in der Innenpolitik. Überall in den deutschen Landen — sogar in dem politisch „fortgeschrittenen" Süden und Westen — setzte daher die Verfolgung von sogenannten „Demagogen" ein, d. h., eben derjenigen, die in den Augen der Metternichs das Volk zu neuen Ideen zu „verführen" suchten.

Gerade die geistige Führungsschicht in Deutschland schuf jedoch auch in den Jahrzehnten nach 1815 allen Verfolgungen zum Trotz echte Traditionen und Vorbilder der Freiheit. Denken wir nur an das berühmte Wartburgfest der studentischen Jugend im Jahre 1817, an die Inhaftierungen und Verfolgungen von Professoren wie de Wette, Arndt u. a., oder auch an die große Demonstration echter Zivilcourage und mutigen Eintretens für die eigene Überzeugung im Jahre 1837. Damals gingen sieben Professoren der Universität Göttingen lieber ihres Amtes und Einkommens verlustig, als daß sie sich der antiliberalen Reaktion ihres Königs unterwarfen — eine Haltung, die von der Göttinger Universität auch in unserer Zeit an den Tag gelegt wurde. Interessanterweise entfachte 1837 wie 1956 in der „Affaire Schlüter" der Aufstand der Professoren überall Demonstrationen einer im demokratischen Sinne echten öffentlichen Meinung. Auch die Bestrebungen des großen Revolutionsjahres 1848 wurden ganz wesentlich von der akademischen Welt Deutschlands getragen. Ich erinnere nur an Namen wie Dahlmann, Grimm oder Gagern.

In diese Zeit fällt das erste Wirken eines anderen, oft vergessenen Vorbildes in unserer Geschichte, auf das wir hier — wohlverstanden immer nur paradigmatisch — etwas näher eingehen wollen: das Wirken nämlich des Rheinländers Carl Schurz, der zusammen mit dem um fünfzehn Jahre älteren Freund und Lehrer, dem Professor Kinkel, an der Universität Bonn leidenschaftlich für die Sache der Freiheit eintrat. In Wort und Schrift erhoben diese Männer des sogenannten „Demokratischen Vereins" in Bonn Forderungen, wie wir sie dann auch in dem Verfassungsentwurf der Paulskirche wiederfinden: Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit, Freizügigkeit, Gleichheit aller vor dem Gesetz, freigewählte Volksvertretung mit gesetzgebender Gewalt, Ministerverantwort-

lichkeit, Selbstverwaltung der Gemeinden etc. Diese Forderungen wurden 1848 sowohl in den liberalen wie in den republikanischen Kreisen erhoben, die sich in der Paulskirche erstmals zu politischen Parteien verdichteten. Natürlich muß der heutige Betrachter immer berücksichtigen, daß dem Ruf nach Freiheit damals durchaus unterschiedliche Motive zugrunde lagen: was den einen der Inbegriff der Menschen- und Bürgerrechte und der Verfassungsgrundsätze war, das konnte u. U. für andere Teile der Bevölkerung in erster Linie „Auflehnung gegen den Unterdrücker, gegen die Ausbeutung durch Staat und Unternehmer, gegen Offiziere und Standesherren", kurzum gegen die ganze bestehende Ordnung bedeuten, — und somit in extremis auch zu anarchistischen Zuständen führen[8]).

Carl Schurz — 1848 erst neunzehn Jahre alt — war aber ebenso wie sein Freund Kinkel nicht allein ein Mann der geschliffenen Feder oder der berauschenden Rede. Beide Männer wollten sich auch mit der Waffe in der Hand für die Verwirklichung ihrer Ideale einsetzen. Entmutigt durch die mangelnde revolutionäre Bereitschaft der „Massen" in Bonn und Umgebung trieb es die revolutionären Akademiker nach Baden — seit der Einführung einer liberalen Verfassung im Jahre 1814 ein wahres politisches „Musterländle" der damaligen Zeit. Dort wurde die Revolution nach schweren Kämpfen durch preußische Truppen niedergeschlagen. Während sich Carl Schurz durch eine abenteuerliche Flucht aus der von Preußen eingeschlossenen Festung Rastatt ins Elsässische retten konnte, geriet Kinkel in Gefangenschaft. Ungebrochen verteidigte sich der zunächst durch ein Militärgericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Professor der Kunstgeschichte ein Jahr später vor Gericht mit den Worten:

„Ich bin Sozialist, meine Herren . . . und weil ich Sozialist bin, darum bin ich Demokrat. Denn ich glaube, daß seine eigenen Wunden nur das Volk selbst zu empfinden, zu reinigen und zu heilen vermag. Weil ich aber Demokrat bin, weil ich den demokratischen Staat für die einzige und gewisse Möglichkeit halte, das Elend aus der Welt fortzuschaffen, darum glaube ich, daß wenn einmal ein Volk demokratische Einrichtungen erobert hat, dieses Volk nicht alleine das Recht, sondern auch die Pflicht besitzt, diese Einrichtungen bis auf den letzten Mann und mit allen Waffen . . . zu verteidigen"[9]).

Das waren mutige Worte zu einer Zeit, die sogar den Freiheitstod eines „gesamtdeutschen" Abgeordneten — des Sozialisten Blum nämlich — oder die Füsilierungen aufrechter Freiheitskämpfer durch preußische Truppen im Badischen erlebt hatte. Damals kannte man jedoch in Deutschland noch nicht die Blutjustiz eines sogenannten „Volksgerichtshofes". Kinkel wurde nur in das Spandauer Gefängnis eingeliefert und Ende 1852 von dem steckbrieflich in ganz Preußen gesuchten Freunde Carl Schurz auf die verwegenste Weise befreit.

Das Werk der Paulskirche hatte in den Händen einer liberal-demokratischen Elite Deutschlands, d. h. also eines relativ kleinen Kreises der Bevölkerung, gelegen und mußte deshalb scheitern. Der bekannte liberale Politiker der Bismarck-Ära, Ludwig Bamberger, notiert zurecht in seinen Erinnerungen, er habe 1848 „nirgends eine gehörig durchgebildete demokratische Bevölkerung vorgefunden, ebensowenig blühende Begeisterung", und kommt zu dem Schluß, daß

man „mit revolutionärem Handeln nichts ausrichtet ohne eine revolutionäre Masse“[10]). Diese Erkenntnis sollte später der Eckpfeiler der Lehren von Karl Marx und Engels über die Technik einer Revolution werden.

Unter einem starken Polizeidruck zogen viele Kämpfer der Jahre 1848/49 — unter ihnen auch Carl Schurz — die Konsequenzen aus dieser Situation und wanderten aus — vor allem nach den Vereinigten Staaten. Wenn nach 1945 besonders die amerikanische Besatzungsmacht gegen Deutschland den Vorwurf erhob, ihm fehle jede demokratische Tradition, so ist es reizvoll, daran zu erinnern, daß in jenen Jahren etwa eine halbe Million Menschen — darunter drei- bis viertausend sogenannte „Intellektuelle“ — nach Amerika auswanderten und daß viele von ihnen sicherlich zu einer Festigung des demokratischen Gedankengutes in ihrer neuen Heimat beitrugen[11]). Schurz selber hat das einmal in einer Rede vor Deutschamerikanern in Chikago ausgesprochen: „Auf diesem Boden (Amerika) bietet sich das Feld, wo die alte germanische Freiheitsidee ihre vollste Verwirklichung finden kann . . . zeigen wir, daß wir als intelligente, überzeugungstreue und tatkräftige Werkleute bei dem Ausbau eines freien und sittlichen Staatslebens mitzuarbeiten verstehen“[12]). Zeit seines Lebens hat dieser vielleicht berühmteste aller Deutschamerikaner gerade als Vorkämpfer der demokratischen Staatsform eine Symbiose zwischen deutscher und amerikanischer Geschichte verkündet und verkörpert.

Das Wirken von Schurz in der neuen Heimat erinnert in vielem an den Reichsfreiherrn aus Nassau. Als Parteipolitiker, Senator und Minister legte er genau wie Stein eine Generation vor ihm immer wieder das Schwergewicht seiner Tätigkeit auf die Innenpolitik, und zwar sowohl in institutioneller Hinsicht wie unter dem Gesichtspunkt einer Demokratie als Lebensform. Institutionell ging es Schurz ebenso wie Stein zunächst um absolute Sauberkeit und beispielhaftes Verhalten der Verwaltung. Seine erste Maßnahme als Innenminister (von 1876—81) war daher die Einführung einer Reform des ganzen Civil Service, d. h. des Beamtenapparats. Schurz verlangte jetzt bei Einstellungen und Beförderungen vor allem den Befähigungsnachweis. In diesem Zusammenhang zog er gegen das sogenannte „Beute-System“ zu Felde, wonach Verwaltungsposten auf Grund des Parteibuches der siegenden Partei, d. h. eben als Beute, verteilt wurden.

Von hier aus sah sich Schurz dann ganz von selbst einem weiteren, sehr zeitgemäßen Problem gegenüber, nämlich der Frage nach Wesen und Funktion der Parteien in einem demokratischen Staat. In einer seiner bedeutendsten Reden vor dem Kongreß zog er 1872 mutig zu Felde gegen jeden Versuch, durch Druck der „Parteidisziplin“ die freie Meinungsäußerung und die unabhängige Überzeugung des einzelnen anzutasten[13]). Auch Schurz hielt politische Parteien für absolut notwendig: „Unsere Regierung“, so erklärte er 1881, „ist in gewissem Sinne notgedrungen eine Regierung von Parteien“. Es ging ihm nur darum, daß dieser Parteienregierung eine „selbstlose, aufgeklärte patriotische und unabhängige öffentliche Meinung beigemischt“ wird[14]). (Wir werden in diesem Zu-

sammenhang heute ganz automatisch an den Artikel 21 des Grundgesetzes und an das für die Bundesrepublik immer noch ausstehende Parteiengesetz erinnert.)

Noch wichtiger als die institutionelle Seite der Sache war Schurz aber letzten Endes die Stärkung einer echten demokratischen Lebensform. Wir glauben einen Stein zu hören, wenn er etwa „das Erwachen des Volksgewissens" und die Entfaltung der „sittlichen Kräfte" der Nation forderte. Solche sittlichen Kräfte waren für ihn „der Patriotismus, der dem gemeinen Wohl jede andere Rücksicht unterordnet", das „Gerechtigkeitsgefühl, welches das Recht um des Rechtes willen liebt und das Unrecht als Unrecht haßt; das Pflichtbewußtsein, das uns antreibt . . . der ehrliche und feste Wille zum Rechten, der auch in anderen Sympathien und Achtung für ehrlichen und festen Willen erweckt; der stolze Mannesmut, der allen Lug und Trug verachtet"[15]). — Als Gast in der alten Heimat verglich er 1868 in einem Gespräch mit Bismarck das staatsbürgerliche Klima in Deutschland mit dem in Amerika: „Das amerikanische Volk", so sagte er, „hätte sich kaum zu einem so selbstvertrauenden, energischen und fortgeschrittenen Volk entwickelt, wenn an jeder Pfütze in Amerika ein Geheimrat oder ein Schutzmann gestanden hätte, um die Leute davor zu bewahren, hineinzutreten"[16]). Wie Stein forderte auch Carl Schurz immer wieder echte Selbstachtung und mannhaftes Eintreten für die eigene Überzeugung als höchste Tugend des Bürgers in einem demokratischen Staat.

„Was ich vor allen Dingen anstrebe", schrieb er im Jahre 1876 an den Präsidenten Hayes, „ist die Förderung bestimmter Ziele im Interesse des Gemeinwohls. Und deshalb muß ich versuchen, mir als Privatmann einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Hochachtung von Männern zu bewahren, deren Respekt es sich zu besitzen lohnt. Das kann ich vor allem dadurch erreichen, daß ich den Leuten sage, was ich nach innerster Überzeugung für wahr halte und wofür ich auch den Beweis der Wahrheit antreten kann"[17]).

So verwundert es nicht, daß auch für Carl Schurz — um eine letzte Parallele von diesem großen Deutsch-Amerikaner zu Stein zu ziehen — der Gedanke an die eigene Karriere völlig hinter den Dienst am Gemeinwohl zurücktrat. Auch für ihn war das Bekleiden öffentlicher Ämter nicht Selbstzweck, da er diese Ämter letzten Endes als „Faktor menschlichen Glückes für wertlos" hielt. Nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven politischen Leben im Jahre 1881 (24 Jahre vor seinem Tode) wurde auch der Rheinländer Carl Schurz ebenso wie vor ihm Stein im wahrsten Sinne des Wortes zum „Gewissen der Nation", wie es ein zeitgenössischer Betrachter formuliert hat.

3. Im Neuen Reich

Wir deuteten bereits an: auf die Jahre 1848/49 folgte erneut in Deutschland eine Periode der „Reaktion", wenngleich sich die liberal-demokratischen Parteien und später dann die ausgesprochen „sozialistische" Partei in ihren Forderungen nach Verfassungsreformen nicht mehr beiseiteschieben ließen. In Preußen gingen solche Forderungen seit 1861 vor allem von der sogenannten „Fort-

schrittspartei" aus, die im Gegensatz zu ihren 1848er Vorläufern allerdings nicht mehr die Republik einführen wollte, sondern das Königreich Preußen und ab 1871 das deutsche Kaiserreich nach englischem Vorbild in eine echte konstitutionelle Monarchie zu verwandeln suchte. Im In- und Ausland hat man sich heute daran gewöhnt, die Ära Bismarck als die gelungenste Verwirklichung des Primates der Außenpolitik anzusehen, was angeblich dazu führte, daß es schließlich überhaupt keine liberal-demokratische Opposition in der Innenpolitik mehr gab. Nun ist es in der Tat richtig, daß es Bismarck gelang, durch seine Außenpolitik die liberalen Parteirichtungen zu spalten; es ist ferner richtig, daß selbst „linksliberale" Kreise in ihrer Außenpolitik keineswegs frei von nationalistischen Untertönen waren (man hat nachgewiesen, daß diese Kreise zeitweilig in einigen ihrer außenpolitischen Forderungen noch über das Maß des eisernen Kanzlers hinausgingen[17b]). Dennoch gab die liberal-demokratische Opposition im Reichstag zu keiner Zeit ihre innenpolitischen Forderungen nach einer echten Verfassungsreform auf. Im Jahre 1884, als sich Bismarck sozusagen auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines (zu Recht bestehenden) außenpolitischen Ansehens befand, war die in der Opposition stehende „Deutsche Freisinnige Partei" (eine 1884 ins Leben gerufene Verbindung von alter Fortschrittspartei mit den „Sezessionisten" aus der Nationalliberalen Partei) die weitaus stärkste Fraktion im Deutschen Reichstag.

In der vordersten Reihe dieser Gruppe, in deren Augen innenpolitische Mängel niemals durch außenpolitische Erfolge kompensiert werden konnten, standen nicht nur große Politiker vom Format eines Eugen Richter, sondern wiederum bedeutende Namen der deutschen Wissenschaft: so etwa der Historiker, Professor des Römischen Rechtes und Nobelpreisträger Theodor Mommsen neben dem berühmten Arzt Rudolf Virchow oder einem so kultivierten Manne wie Ludwig Bamberger (Führer der Sezessionisten und Berater des Kronprinzen Friedrich Wilhelm); ein Professor Hänel neben dem Oberbürgermeister von Berlin und langjährigen Reichstagspräsidenten Forckenbeck oder schließlich der badische Staatsminister Roggenbach, in dem selbst Bismarck einen möglichen deutschen Außenminister, wenn nicht Kanzler erblickte.

Richter hatte schon von der Verfassung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 erklärt, daß hier die Ministerverantwortlichkeit „bis zur Unkenntlichkeit" abgeschwächt[18]) worden sei. Während es dem — wie wir heute sagen müssen — „unterentwickelten" Innenpolitiker Bismarck bei der Fragestellung: hie liberale — hie konservative Verfassung im Grunde nur um einen „Luxus der Einrichtung" ging (wie er selber es einmal ausdrückte), forderte Richter im Namen seiner Freunde eine echte Ministerverantwortlichkeit als Grundpfeiler einer parlamentarisch-demokratischen Entwicklung des deutschen Staatswesens. Immer wieder warf er Bismarck einen „Scheinkonstitutionalismus" vor, der „schlimmer sei als der Absolutismus"[19]). Darüber hinaus war Richter während seines langen Wirkens im Reichstag (also immerhin 35 Jahre) bestrebt, im deutschen Verfassungsleben das Prinzip der parlamentarischen Ver-

waltungskontrolle zu verankern. Seine von der Regierung gefürchteten, stets auf Grund minutiöser Einzelstudien erarbeiteten Etatreden mochten zwar oft den Eindruck einer kleinlichen Nörgelei erwecken, waren aber im Grunde Ausdruck seines Wunsches nach einer echten parlamentarischen Regierung. Auf jeden Fall schufen sie für das Aufstellen künftiger Reichshaushalte wichtige Präzedenzfälle.

Neben diesem praktisch-institutionellen Anliegen ging es allen diesen Männern der Opposition gegen Bismarck (die Opposition der Sozialdemokratie wäre übrigens einer gesonderten Untersuchung wert) in erster Linie um die Schaffung des Steinschen Gemeinsinns, eben um eine „Demokratie als Lebensform" — wie wir heute sagen würden. Mommsen z. B. hatte sich schon seit 1848 der Sache der Freiheit verschrieben und wie seine Göttinger Kollegen vor ihm die Professur bewußt aufs Spiel gesetzt, ja sie zeitweilig (in Leipzig 1851) verloren, mit der ministeriellen Begründung, daß er „öffentliches Ärgernis gegeben und ein sehr schlechtes Beispiel für die akademische Jugend aufgestellt" habe[20]). Wir hören auch aus Mommsens journalistischen Äußerungen der Revolutionszeit den Geist Steins. „Ausgeschlossen", so schrieb er über die Kandidaten-Aufstellung zur Paulskirche, „sollten sein die in die alte Staatsmaschine eingepreßten Geister, die Schreibmaschinen der Büros, die devoten Pfründer der Staatskirche, die gehorsamen Leutnants und Majore, die ihres beschränkten Untertanenverstandes sich bescheidenden Spießbürger, die Männer der Hundetreue"[21]). Wie Stein empfand auch er die große Gefahr eines Widerspruches zwischen Verfassungs-Theorie und Verfassungs-Wirklichkeit: „Es ist nicht allein getan mit neuen Bestimmungen", so prophezeite Mommsen 1848, „ . . . solange diese demokratischen Gottheiten in ihrem unbestimmten Himmel verbleiben und nicht herabsteigen in Stadt und Dorf, in Kirche und Schule, in Schreibstube und Polizeibüro, wird der alte Polizeistaat unter neuem Namen . . nach wie vor grünen" . . . und eine Art „demokratischer Regenbogen" wird alles sein[22]).

Unter solchen Gesichtspunkten wurde im Neuen Reich dann auch die Intoleranz in jeder Form bekämpft, ob es sich nun um den damals aufkommenden Antisemitismus handelte, in dem Mommsen schon 1880 den Ausdruck „dehumanisierender Tendenzen" eines „neuen Barbarentums"[23]) sah, oder um die Unduldsamkeit gegen den parteipolitisch anders Denkenden. So schrieb Mommsen z. B. im Jahre 1900 über die Sozialdemokraten: „Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als pestverdächtig zu melden und als staatsfeindlich zu bekämpfen . . . ich bin nie ein Sozialist gewesen, . . . aber leider ist es wahr: zur Zeit ist dies die einzige große Partei, die Anspruch auf politische Achtung hat"[24]). Mommsen besaß auch die intellektuelle und charakterliche Größe, einen Wandel seiner Anschauungen öffentlich einzugestehen.

Stellvertretend für alle diese Männer um den liberal gesinnten Kronprinzen Friedrich Wilhelm schrieb Roggenbach im Jahre 1883 an den langjährigen Chef des Marineamts, Admiral Stosch:

„Die Berliner Staatssophisten haben so lange das Lied gesungen, daß der Staat das vollkommenste Gebilde sei, welches der menschliche Geist erbauen könnte, daß es denselben gleichgültig geworden ist, ob die Individuen dabei zu abgerichteten Maschinen verkümmern. Wir anderen, die umgekehrt den Staat nur dann wohlbestellt halten, wenn derselbe auf menschlich tüchtig entwickelten, zur Freiheit erzogenen und derselben fähigen Individuen mit staatlichem und nationalen Gemeinsinn begründet ist, können und wollen mit diesem System nichts zu tun haben und sagen demselben ein klägliches Ende voraus“[25]).

Diese prophetischen Worte sollten dann 1918, noch erschreckender aber nach 1945 in Erfüllung gehen. Tatsächlich können wir heute erkennen, daß die Weichen der innenpolitischen Entwicklung Deutschlands spätestens ab 1888 mit dem tragisch-frühen Tod des Kaisers Friedrich falsch gestellt wurden. Alle verfügbaren Quellen sprechen für die Annahme, daß bei einer längeren Regierungszeit Friedrichs III. innenpolitisch ein echter Liberalisierungsprozeß durchgeführt worden wäre. Schon 1870/71 hatte er seine Hoffnungen auf Reichstagskandidaten gesetzt, denen die „wahre freiheitliche Entwicklung des Staatswesen am Herzen“ liege[26]), also auf die hervorragendsten Vertreter der späteren Deutsch-Freisinnigen Partei. So aber wurde diese ganze Generation politisch zu einer „übersprungenen“.

Daraus erklärt sich wohl auch das seltsame Schwanken zwischen Minderwertigkeits- und Überheblichkeitskomplexen in der Ära Wilhelms II. und sogar noch die Tatsache, daß das große Experiment von Weimar aus eigener Schwäche scheiterte. Die demokratischen Grundtugenden der Stein, Schurz und anderer waren eben nicht einem ganzen Volk eingeprägt worden. Der große Führer der Linksliberalen nach 1900, Friedrich Naumann, sollte recht behalten mit seiner Prophezeiung, daß „die schönste Musterverfassung (gemeint war die Weimarer) nichts nützt, wenn es keine Selbstachtung der einzelnen Menschen gibt“[27]).

4. Aufstand des Gewissens

Erst in den dunklen Tagen der Tyrannei, die zu einem wirklichen „finis Germaniae“ führen sollte, besannen sich dann die Vertreter eines „anderen“, besseren Deutschlands aus allen Schichten des Volkes auf die freiheitlich-rechtsstaatlichen Traditionen auch in unserer Geschichte und schufen durch ihren eigenen Aufstand des Gewissens, den die meisten nach dem 20. Juli 1944 mit ihrem Leben bezahlen mußten, eine neue Tradition und neue Vorbilder.

Es war kein Zufall, daß der zum Regierungschef eines neuen Deutschland ausersehene Carl Goerdeler in seinen Plänen für einen innenpolitischen Neuaufbau des geschlagenen Vaterlandes an die Überlegungen eines Karl vom Stein anknüpfte. Goerdeler war als Kommunalpolitiker — zuletzt als Oberbürgermeister von Leipzig — groß geworden in der Tradition der Steinschen

Städte-Selbstverwaltung. Er sah daher genau wie Stein 130 Jahre vor ihm in den Gemeinden die wahren „Zellen der Staatsbildung" und wollte das Problem der Elitebildung im modernen demokratischen Staat, das er als entscheidend ansah, von der Ebene der Kommunalpolitik her lösen. Die Kommandostellen der Politik sollten seiner Ansicht nach besetzt werden mit Männern, die eine kommunalpolitische Schulung hinter sich hatten. Wie der Nassauer Reichsfreiherr wollte Goerdeler die Vertretungskörperschaften „von unten nach oben" aufbauen, wobei er natürlich über Steins zeitbedingte Anschauungen z. B. einer Koppelung von Besitz und Bürgerrecht weit hinausging. Genauso legte er von Anfang an großes Gewicht auf die „Gleichberechtigung von Arbeitern und Unternehmern". In seinen mannigfachen Denkschriften ging es Goerdeler immer wieder darum, die Arbeiter zur Mitverantwortung im Betrieb zu bewegen und sie im übrigen (hierin war sich Goerdeler einig mit den Führern der früheren christlichen und sozialistischen Gewerkschaften in der Widerstandsbewegung) zu einer neuen Einheitsgewerkschaft zusammenzufassen. In diesem und anderem Zusammenhang schließlich betonte auch Goerdeler stets die Notwendigkeit einer echten staatsbürgerlichen Bildungsarbeit auf breitester Basis[28]).

Daß es Goerdeler und der gesamten deutschen Widerstandsbewegung vor allem um die Wiederherstellung von Freiheit, Recht und Menschenwürde im Inneren und um die Ehrenrettung des durch Hitler geschändeten deutschen Namens nach außen ging, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Schon sehr früh hatten diese Gegner des Dritten Reiches keinen Zweifel an ihrer inneren Haltung gelassen — allen voran die Sozialdemokraten, deren Sprecher — der Abgeordnete Wels — in der denkwürdigen Sitzung des Reichstages vom 23. März 1933 angesichts eines bereits einsetzenden Terror-Systems den Nationalsozialisten entgegenrief: „Freiheit und Leben kann man uns nehmen — die Ehre nicht". Goerdeler selber demonstrierte seine Haltung vor aller Öffentlichkeit als er — 52jährig — aus Protest gegen die während einer Auslandsreise von der Partei angeordnete Beseitigung des großen Mendelssohn-Denkmals in Leipzig von seinem Amt als Oberbürgermeister zurücktrat.

5. Aufgaben der Gegenwart

Aus zwei Gründen haben wir zu Anfang dieses Exkurses in die deutsche Geschichte der letzten 150 Jahre die Aktualität der von uns heraufbeschworenen Ereignisse und Persönlichkeiten betont. Einmal laufen wir auch in Westdeutschland heute ein wenig Gefahr, die dringenden Probleme der Innenpolitik über der ernsten außenpolitischen Lage in den Hintergrund zu drängen. Und zum anderen — und das ist noch wichtiger — mußte der im staatsbürgerlichen Bewußtsein der Deutschen erstmals 1806 getane Schritt nach 1945 aufs neue gewagt werden: der Schritt nämlich vom Untertanen, d. h. vom reinen Objekt der staatlichen Politik, hin zum Staatsbürger und zu deren Subjekt.

Auch wir stehen heute vor sehr schwierigen Problemen im institutionellen Bereich, da allzu oft Verfassungstheorie und Verfassungswirklichkeit nicht miteinander übereinstimmen. Auch wir glauben, daß die Weckung von Bürgersinn und Gemeingeist lebensnotwendig ist für das Gedeihen unseres demokratischen Staatswesens. Zwar können wir in der modernen Massendemokratie, bei deren politischer Willensbildung den Parteien mit Recht eine eminente Rolle zugewiesen wird, nicht mehr die institutionellen Ziele verfolgen, die etwa einem Stein zur Verwirklichung der damals geforderten repräsentativen Demokratie erforderlich schienen[29]). Denn ursprüngliche demokratische Lebensgemeinschaften und Verfassungsformen können heute nur noch in den wenigen überschaubaren Räumen wie etwa in den Schweizer Kantonen reibungslos funktionieren.

Dennoch gilt auch für uns noch, daß wir eine echte staatsbürgerliche Gesinnung am besten fördern, wenn wir den einzelnen zur Mitverantwortung an der Gestaltung des Lebens in der „Gemeinde-Zelle" heranziehen. Das Ziel ist ähnlich wie zur Zeit Steins. Hinsichtlich des „wie" müssen wir allerdings neue Wege gehen, da die Selbstverwaltung der Gemeinden in einem immer stärkeren Maße durch fehlende eigene Geldquellen sowie durch die sogenannten Auftragsangelegenheiten bedroht wird, d. h. durch Maßnahmen, die die Gemeinden im Auftrag der staatlichen Zentrale durchführen. Auch die Neigung zu einer ehrenamtlichen Tätigkeit in der Gemeinde läßt ständig nach, vor allem weil aus echten Bürgern einer Gemeinde immer ausschließlicher reine Einwohner geworden sind, die überdies ihre Freizeit viel ichbezogener verwenden als das Bürgertum früherer Epochen, d. h. in ihr am allerwenigsten ihren Mitmenschen zu dienen suchen.

Bekanntlich sehen Männer wie Frauen in den USA eine vielfältige ehrenamtliche Tätigkeit im Dienst an der örtlichen Gemeinschaft als absolut selbstverständlich an. Den dort geläufigen Begriff der „social activity" gibt es bei uns überhaupt nicht. „Den Deutschen fehle ein wenig der Sinn für den Nächsten — und zwar gänzlich unabhängig von seinem sozialen Status" — das war das zusammengefaßte Urteil von Amerikanern, die viele Jahre hindurch in der Bonner Enklave gelebt hatten. Uns sollten solche wohlmeinenden Urteile genau so nachdenklich stimmen wie die Erkenntnis, daß in Deutschland der Vorrat an den „demokratischen Grundtugenden", denen wir in diesem kurzen historischen Überblick immer wieder begegnet sind, in relativem Gegensatz etwa zu den angelsächsischen Ländern, im Verlaufe unserer Geschichte eher abgenommen hat. Sind diese Mangelerscheinungen wirklich nur mit dem soziologischen und volkswirtschaftlichen Argument zu erklären, daß in Deutschland durch zwei Inflationen innerhalb einer Generation ganz natürlicherweise das Streben nach materieller Sicherheit in den Mittelpunkt allen Denkens und Trachtens gerückt wurde und man daher bei uns keine großen beruflichen Risiken eingehen will? Hier mögen sich gewiß Erklärungen anbieten, aber im entscheidenden dürfte es sich doch um eine Frage der Grundhaltung in unserem Lande handeln.

Als „Herausforderung" an unsere Generation bleibt daher das bereits zitierte Dictum des großen Gelehrten und Politikers Theodor Mommsen bestehen, daß der demokratische Geist „bis in die letzten Schreibstuben hinabsteigen müsse", wenn er nicht nur eine Verzierung bleiben solle — eine Erkenntnis, die dann Naumann in dem Satz zusammenfaßte, daß „die schönste Musterverfassung nichts nützt, wenn es keine Selbstachtung der einzelnen Menschen gibt".

Gerade an einem neuen Jahrestag des 20. Juli 1944 sollten wir bei dieser Aufgabe aus einem richtig abgewogenen Selbstverständnis unserer Geschichte heraus das nötige „demokratische" Selbstvertrauen schöpfen und der Tatsache eingedenk bleiben, daß auch in Deutschland immer wieder Männer und Frauen, ja auch jugendliche Menschen wie die Geschwister Scholl, für Freiheit und Menschenwürde in die Schranken getreten sind.

Literaturverzeichnis: [1]) Vergl. D. Dr. Eugen *Gerstenmaier*, Geistige Schicht im Massenstaat. — [2]) *Stein*, Ausgewählte politische Briefe und Denkschriften. Im Auftrag der Stein-Gesellschaft herausgegeben von Botzenhart und Ipsen; Kohlhammer, Stuttgart 1955, S. 171. — [3]) Vergl. dazu Gerhard *Ritters* Beurteilung in seiner Stein-Biographie, Deutsche Verlagsanstalt, 3. Auflage 1958, S. 195: „An die altständischen Traditionen hätte das moderne Verfassungsleben in Deutschland wohl auch ohne Stein angeknüpft; aber schwerlich hätte ohne sein Wirken der Gedanke kommunaler und provinzialer Selbstverwaltung eine so starke Lebenskraft entwickelt." — [4]) Stein a. a. O. S. 90. — [5]) Ebenda S. 44. — [6]) Ebenda S. 371. — [7]) *Ruth Flad*, Der Begriff der öffentlichen Meinung bei Stein, Arndt und Humboldt; de Gruyter, Berlin und Leipzig 1929, S. 33 u. S. 22. — [8]) Vergl. *F. C. Snell*, Die Tragödie des deutschen Liberalismus. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, S. 151 ff. — [9]) Hanns Höwing, Carl Schurz. Limes-Verlag 1948, S. 196. — [10]) Ludwig *Bambergers* Gesammelte Schriften, 1885, Bd. III, S. 84 und 86. — [11]) Snell a. a. O. S. 470. — [12]) *Carl Schurz*, Erinnerungen. Verlag Georg Reimer, Berlin 1912, S. 376. — [13]) Ebenda S. 371—72. — [14]) Ebenda S. 431. — [15]) Hanns Höwing a. a. O. S. 563. — [16]) Ebenda S. 518. — [17]) *Carl Schurz*, Erinnerungen, Bd. III, S. 411. — [17b]) Vergl. *Carl-Christoph Schweitzer*, Die westlich-liberale Kritik an der Bismarckschen Außenpolitik. Dissertation Freiburg 1949. — [18]) *Felix Rachfahl*, Eugen Richter und der Linksliberalismus im Neuen Reich; Zeitschrift für Politik 1912, Bd. V, S. 272. — [19]) Ebenda S. 340. — [20]) *Ludo Hartmann*, Theodor Mommsen; Perthes, Gotha 1908, S. 49. — [21]) Ebenda S. 35. — [22]) Ebenda S. 234. — [23]) Ebenda S. 117. — [24]) Ebenda S. 256/57. — [25]) *Julius Heyderhoff*, Im Ring der Gegner Bismarcks; Koehler und Amelang, Leipzig 1943, S. 223. — [26]) *Feder*, Geheime Tagebücher Ludwig Bambergers; Sozietäts-Verlag, Frankfurt 1933, S. 31. — [27]) Snell a. a. O. S. 362. — [28]) Vergl. auch *Gerhard Ritter*, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1954, S. 281 ff. — [29]) Vergl. Gerstenmaier a. a. O.

HELMUT ECHTERNACH

Die Apostolizität der Kirche

Zur Besinnung auf das Wesen der Kirche

August Vilmar hat die Geschichte der Kirche in sieben Perioden eingeteilt, bildlich dargestellt durch die sieben Siegel des Buches, von dem wir im 6. Kapitel der Offenbarung St. Johannes' lesen. Danach wäre die Lösung des ersten Siegels die Lehre von der Schöpfung gewesen, erschlossen in der ersten Periode der Kirchengeschichte in der Auseinandersetzung mit den Gnostikern. Das zweite Siegel war die Erkenntnis von der göttlichen Natur Christi, geöffnet in der Auseinandersetzung mit den Arianern auf dem ersten ökumenischen Konzil in Nicäa; das dritte die Lehre vom Heiligen Geist, geöffnet auf dem zweiten ökumenischen Konzil in Konstantinopel; das vierte die volle Menschheit Christi und damit die volle Inkarnation, geöffnet auf den Konzilien von Ephesus und Chalzedon. Für das fünfte Siegel waren der Kirche mehr als tausend Jahre gegeben, von Augustin bis Luther; es ist die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnade. Das sechste Siegel wird nach der Meinung Vilmars die Lehre von der Kirche sein; seine Lösung beginnt, so meint er, in seiner Zeit und wird die nächsten Epochen der Kirchengeschichte erfüllen, während das siebte Siegel die Erkenntnis der letzten Dinge ist und von denen gelöst werden wird, denen es bestimmt ist, die Endzeit zu erleben. Geschrieben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, siebzig Jahre vor dem Erscheinen von O. Dibelius' „Jahrhundert der Kirche", sind diese Gedanken zumindest in Bezug auf das sechste Siegel ein wahrhaft prophetisches Wort gewesen. Die Entdeckung der Kirche, ihrer Verheißungen und ihrer Geheimnisse, ist *das* Thema der Kirchengeschichte und der Theologie unserer Zeit. Es ist der Heilige Geist selbst, der uns heute die Fragen nach ihr so dringend macht wie noch nie; alle Probleme, vor die wir heute in Europa und vielleicht besonders in Deutschland gestellt werden — Kirchenverfassung und Bischofsamt, Neuordnung der Liturgie, Verhältnis der Denominationen zueinander, Verhältnis der Kirche zum Staat — sind nur Teilausschnitte aus einem umfassenden Geschehen, das sich durch uns hindurch vollzieht: Gott schlägt ein neues Blatt der Kirchengeschichte auf; Er läßt uns alte, immer gewußte und doch nie voll erfaßte Geheimnisse tiefer aufleuchten.

Seit dem Konzil von Nicäa bezeichnet die Kirche sich selbst mit vier Worten: als die eine, heilige, katholische und apostolische. Ich möchte hier untersuchen[1]), was sie mit dem Wort „apostolisch" meint, und dabei diese Frage in zwei Unterfragen zerlegen: 1. Was heißt „Apostel"? 2. Was heißt es, daß die Kirche „apostolisch" ist?

Die Bedeutung des Wortes Apostel

Als Paulus und wohl auch die anderen Jünger des Herrn sich als „Apostel" bezeichneten, übernahmen sie ein griechisches Wort, das jedermann kannte und das eine sehr genaue Bedeutung besaß. Sie benutzten es zur Wiedergabe des hebräischen Wortes „Schaliach", das ebenfalls einen sehr festgelegten Sinn hatte. Mit „Apostel" bezeichnete der Grieche vor allem einen Gesandten; aber nicht den, der nur als Bote einen Brief abzugeben hatte, sondern einen solchen, der in eigener Verantwortung handelte; der bevollmächtigt war, seinen Staat selbständig zu vertreten, innerhalb der Grenzen seines Auftrages Verhandlungen zu führen und nach seinem Urteil und Ermessen Verträge zu schließen. Aber der Auftrag des Apostolos beschränkte sich nicht auf den Bereich der Worte. Auch ein Kriegsschiff oder ein Admiral, der dem Willen Athens Geltung verschaffte, konnte Apostolos heißen.

Die stoischen Wanderprediger übernahmen das Wort; sie fühlten und bezeichneten sich als Gesandte der Götter, ausgeschickt, um die Menschen zu erziehen und zu beaufsichtigen. Der stoische Wanderprediger wußte sich niemandem verantwortlich als Zeus allein — auch nicht dem römischen Kaiser und seinen Statthaltern; er sagte wie die Apostel der Kirche, man müßte Gott mehr gehorchen als den Menschen, und nannte sich gelegentlich basileus kai despotes (König und Herr). Er wußte, daß er für diese Freiheit unter Umständen mit seinem Leben einstehen mußte.

Das alles hörten die Zeitgenossen der Urkirche mit bei dem Wort „Apostel"; sie sollten es mithören. Wir entnehmen daraus für das Selbstverständnis der Apostel und zugleich für die Bestimmung dessen, was „apostolische Kirche" heißt: Die Apostel und die apostolische Kirche sind bevollmächtigte Gesandte des himmlischen Herrn; sie haben eine fest vorgezeichnete Botschaft auszurichten; aber sie haben sie nicht mechanisch zu wiederholen, sondern in eigner Verantwortung zu handhaben. Ihr Auftrag beschränkt sich nicht auf Mitteilung, sondern umfaßt wirksames, reales Tun im Namen des Herrn. Die Bindung an diesen Auftrag macht sie frei von jeder weltlichen Autorität; wie der Gesandte alter Zeit unter dem besonderen Schutz der Götter stand und der Gesandte heute die Vorrechte der Exterritorialität genießt, so ist der Apostel frei von den Ansprüchen aller weltlichen Gewalten, der öffentlichen Meinung, des Zeitgeistes. Es gibt aber für ihn keinen anderen Schutz als die unsichtbare Kraft seines Herrn; er erfährt sie, wenn er sich seine Freiheit immer wieder erkämpft mit dem ganzen Einsatz seiner Person; mit der Bereitschaft, für diese Freiheit zu leiden und zu sterben. Mit derselben Unabhängigkeit steht der Apostel Paulus auch seinen Gemeinden und ihren Urteilen gegenüber (u. a. 1. Kor. 4,1 ff.). Auch diese Freiheit muß immer wieder verteidigt werden. Die älteste Lehre vom geistlichen Amt — die Korintherbriefe — sind zugleich schwerster Kampf um das Amt, Verteidigung seiner Freiheit und Autorität gegenüber der Gemeinde.

Viel gewichtiger aber war die Bedeutung des jüdischen Wortes „Schaliach", das von den griechisch sprechenden Juden allgemein mit „Apostolos" wiedergegeben wird. Es entspricht der griechischen Vokabel nur sehr ungefähr. Der Schaliach war nicht Missionar, Sittenprediger oder Gottesbote, sondern Rechtsvertreter; seine einzige Analogie zum griechischen Apostolos bestand in der Vollmacht zu selbständigem Handeln. Bevollmächtigte Scheluchim gab es zunächst im privaten Rechtsverkehr; sie schlossen für den Auftraggeber etwa einen Kaufvertrag ab, sie vollzogen stellvertretend Eheschließung oder Ehescheidung. Ebenso sandte das Synhedrium bevollmächtigte Vertreter zu den Gemeinden: sie ordneten etwa den Festkalender, setzten Rabbis ein, sprachen Recht. In beiden Fällen ist für das Verständnis dessen, was die Kirche mit dem Begriff „Apostel" meint, wichtig, daß die Handlungen des Schaliach für den Auftraggeber voll verbindlich sind — auch wenn er anders gehandelt hat, als er sollte; der Auftraggeber ist in ihm — juristisch — selbst gegenwärtig gewesen. „Der Gesandte eines Menschen ist wie dieser selbst", sagt der Talmud. Er *repräsentiert* ihn — im wörtlichen Sinne: er macht ihn gegenwärtig. Für den Abgesandten des Sanhedrin oder für den bevollmächtigten Rechtsvertreter konnte dies nur in rechtlicher Hinsicht gelten, die Kirche aber versteht die Repräsentation im vollen Sinne: im Apostel Jesu Christi ist Christus selbst gegenwärtig. Auch dieser Sprachgebrauch hat sein Vorbild in der Synagoge; als Scheluchim Gottes gelten *nicht* die Propheten — die bloße mündliche Ausrichtung des Auftrages genügte nicht —, wohl aber Mose, Elias und Elisa, weil sie Handlungen vollbrachten, die Gott allein vorbehalten waren: Wasser aus dem Felsen fließen lassen, Regen zurückhalten, Tote auferwecken. Damit wird der Sinn noch deutlicher: Im Schaliach ist Gott selbst wirksam repräsentiert. Dementsprechend repräsentiert der Apostel Christus: Christus ist redend und wirkend im Apostel gegenwärtig; er *wird* es dank dem auftragsgemäßen Handeln des Apostels.

Es ist nicht eine bildliche Redeweise, sondern als volle Wirklichkeit gemeint, wenn Christus zu den Aposteln sagt: „Wer euch hört, der hört Mich, und wer euch verachtet, der verachtet Mich" (Luk. 10,16). Wie unmittelbar und real Christus *in* ihnen gegenwärtig ist, wird daran sichtbar, daß Er selbst in ihnen aufgenommen oder zurückgewiesen wird und die Ablehnung und den Haß der Welt trägt: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf" (Matth. 10,40). Wir sind als Menschen unserer Zeit sehr geneigt, diese Wendungen bildhaft, geistig, nur von der persönlichen Gemeinschaft her zu verstehen; das Neue Testament meint sie sehr real.

Wir entnehmen daraus für die Bestimmung des Begriffs „apostolische Kirche": Sie ist der Ort, an dem Christus *repräsentiert*, d. h. *gegenwärtig* wird —, nicht nur in dem juristischen Sinne der Vollmacht, wie der Auftraggeber oder das Synhedrium im jüdischen Schaliach, sondern in dem Sinne des realen und wirksamen Gegenwärtigseins: Gott selbst ist zugegen als Redender und als Wirkender.

Das Amt des Apostels

Das Wort „Apostel" ist ursprünglich durchaus nicht auf die zwölf Jünger beschränkt; es scheint ursprünglich sehr viel mehr auf den apostolischen Charakter der Kirche hinzuzielen; auf die Kirche, in der Christus — persönlich und ontisch — gegenwärtig ist. Der „Apostel" ist zunächst Christus selbst (Hebr. 3,1), denn *in* Ihm ist der Vater, wie Er in der Kirche ist; Er ist der zuerst Gesendete, und in der Sendung der Kirche vollzieht und vollendet sich Seine eigene Sendung (Joh. 20,21b). Wie Seine göttliche Macht und Würde darauf beruht, daß Er nichts aus eigenem Willen tut (Joh. 5,19 ff.), so ist die Kirche stärker als die Welt, wenn ihr Wille ganz in den Willen ihres Herrn gebunden ist.

Mit dem Wort „Apostel" werden sodann im Neuen Testament auch Menschen bezeichnet, von denen wir zum großen Teil nichts als den Namen wissen. Jakobus (Gal. 1,19) und Barnabas (Apg. 14,14) sind uns historisch faßbar; wer aber waren Junius und Andronikus (Röm. 16,7)? Wäre der Begriff „Apostel" eindeutig auf einen Kreis von wenigen, in allen Gemeinden namentlich bekannten Personen beschränkt gewesen, so hätte Paulus nicht vor Pseudoaposteln zu warnen brauchen (2. Kor. 11,12), und die Didache hätte nicht noch nach Jahrzehnten Kriterien für die Unterscheidung echter und unechter Apostel aufzustellen brauchen (Did. 11,1). Umgekehrt kommt die Bezeichnung „Apostel" im Neuen Testament keineswegs allen Trägern des kirchlichen Amtes zu; eine so bedeutsame Persönlichkeit wie Timotheus wird nirgends „Apostel" genannt; ebensowenig der offenbar sehr wirkungsmächtige Prediger Apollos. Es handelt sich also doch um ein sehr gewichtiges Prädikat, um einen hohen und seltenen Rang. Im Epheserbrief werden die Apostel auch „heilig" genannt — jedenfalls in einem engeren und spezifischeren Sinne als die Christen überhaupt; mit den Propheten zusammen bilden sie das Fundament der Kirche. Dem entspricht die Vision des Sehers Johannes (Apk. 21,14), der die Namen der zwölf Apostel auf den Grundsteinen der Mauer des neuen Jerusalem geschrieben sieht. *Wie* bedeutsam der apostolische Rang gewesen sein muß, zeigt der Nachdruck, mit dem Paulus um die Anerkennung seines Apostolats kämpft. „Ich bin nicht weniger als die *hohen* Apostel", versichert er zweimal kurz nacheinander (2. Kor. 11,5; 12,11) mit nicht zu überbietender Leidenschaft; und er erinnert die Korinther daran, daß unter ihnen die „Zeichen" eines Apostels geschehen sind: Zeichen, Wunder, unmittelbare Erweisungen der göttlichen Macht (2. Kor. 12,12).

Was also ist ein Apostel? Welches sind die „Zeichen" des Apostolats? Sind es die eben genannten Wunder? Kaum, denn wir lesen im Neuen Testament auch von Wundern und Wundertätern, ohne daß damit die Charakteristik als „Apostel" gegeben wäre. Die Zeichen gehören notwendig dazu, aber sie genügen nicht. Ist es die Augenzeugenschaft, die (Apostelgeschichte 1,21) als notwendige Bedingung angesehen wird? Sie ist notwendig, aber auch sie

genügt nicht; denn es werden ja aus einer Reihe von Männern, die diese Bedingung erfüllen, zwei in die engere Wahl gestellt und schließlich der eine ausgelost, der allein die Bezeichnung „Apostel" erhält. Auch hören wir nicht, daß die fünfhundert Brüder, die laut 1. Korinther 15,6 den Auferstandenen gesehen haben, deswegen „Apostel" genannt würden. Auch die missionarische Sendung allein genügt nicht — dann wäre die Zahl der „Apostel" sehr viel größer gewesen.

Nach Rudolf Bultmann kam der Titel „Apostel" ursprünglich allen Missionaren zu[2]); er sei erst später auf die Zwölf „verengt" worden, als man in den Aposteln die „Hüter der Tradition" zu erblicken begann. Die Apostel unterschieden sich von den Gemeindebeamten — Bischöfen, Diakonen, Ältesten — dadurch, daß ihr Dienst der *ganzen* Kirche galt — „sie haben ihre Berufung für die Gesamtkirche"[3]) —, und daß nur sie das Wort Gottes zu verkündigen hatten; die Bischöfe, Diakone und Ältesten hätten dagegen nur „administrative und jurisdiktionelle" Funktionen besessen und wären „nicht — zum mindesten nicht Kraft ihres Amtes — mit der Verkündigung des Wortes beauftragt gewesen"[3]). Ich halte das letztere für wenig wahrscheinlich: Sollte es keine Wortverkündigung gegeben haben, wenn kein Apostel anwesend war? Und wie sollten die Ältesten von Ephesus die ihnen von Paulus so beschwörend eindringlich übertragene Pflicht erfüllen, die Gemeinde zu „weiden" und vor Irrlehre zu bewahren, wenn ihnen nicht die Vollmacht zur Predigt zustand? Auch die erste These Bultmanns — daß ursprünglich *jeder* Missionar „Apostel" geheißen hätte — scheitert m. E. daran, daß schon 1. Korinther 12 Apostel, Propheten und Lehrer klar voneinander unterschieden werden, und zwar mit deutlicher Abstufung des Ranges: „Gott setzte in der Kirche zuerst die Apostel ein, zweitens die Propheten, drittens die Lehrer" (1. Kor. 12,28). Möglich, daß das „Zuerst" zunächst zeitlich zu verstehen ist: die Apostel waren zuerst da. Aber auch daraus würde ja gerade folgen, daß die anderen Ämter vom apostolischen Amt abgeleitet sind und diesem somit der erste Rang zukommt. Was es mit den „Propheten" und „Lehrern" auf sich hat, darüber sind nur Vermutungen möglich, weil diese Ämter alsbald erloschen sind; wir entnehmen daraus jedenfalls, daß sie für das Leben der Kirche nicht von derselben konstitutiven Wichtigkeit waren wie das Apostolat. Richtig aber ist an der Distinktion Bultmanns dies, daß der Dienst des Apostolats der ganzen Kirche gehört, während Bischöfe, Älteste und Diakone an ihre Gemeinde gebunden sind. Das letztere wirkt noch lange nach; so nennt sich z. B. der Märtyrerbischof Ignatius von Antiochien, der um 110 in Antiochia zum Tode in der Arena verurteilt und zur Hinrichtung nach Rom gebracht wurde, in den Briefen, die er von dieser Reise schrieb, nicht mehr „Bischof"; sein Episkopat galt offenbar als erloschen, seit er Antiochia verließ. Wie ernst man die eingrenzende Bindung der anderen Ämter an die Ortsgemeinde nahm, zeigt noch mehr als zweihundert Jahre später der Kanon 7 des Konzils zu Nicäa, der Bischöfen, Priestern und Diakonen den Übergang in eine andere Gemeinde verbietet.

Das Besondere des Apostels ist also, daß er — und er allein — an die *ganze* Kirche gesandt ist und im Namen Gottes zu ihr reden darf. Das unterscheidet ihn auch von den reisenden Missionaren. Die alte Kirche hat dies zunächst mehr im räumlichen Sinne verstanden: Bote, Repräsentant Gottes an alle Gemeinden zugleich. Ich meine, daß wir dies auch auf die *Zeit* anwenden können — da die Urkirche noch die Wiederkunft des Herrn für die allernächste Zukunft erwartete, lagen ihr diese Erwägungen ferner: Der Apostel redet im Namen Gottes zu der ganzen Kirche — aller Orten und aller Zeiten. Was er gesagt hat, ist verpflichtend für alle Zeiten; es ist die Grundlage aller späteren Klärungen und Präzisierungen der Lehre und die Norm, an der sie zu messen sind. Insofern ist die Kirche „erbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten"; wo sie rechtgläubige Kirche ist, ist sie apostolische Kirche.

Das apostolische Zeugnis, gerichtet an die ganze Kirche aller Länder, aller Zeiten und aller Denominationen, liegt geschrieben und damit fest, klar und eindeutig vor im Neuen Testament. — Man könnte hiergegen zwei Einwände erheben: 1. Von manchen Aposteln — sogar von den meisten — besitzen wir keine schriftliche Aufzeichnung; selbst über ihr Lebensgeschick und ihr Ende gibt es nur ungewisse Überlieferungen. 2. Das Neue Testament enthält auch Schriften von Männern, die nicht als Apostel bezeichnet werden.

Ich möchte darauf erwidern:

1. Das apostolische Kerygma war sicher umfangreicher als heute das Neue Testament. Selbst aus der Feder des Apostels Paulus hat es Briefe gegeben, die uns heute nicht erhalten sind. Was wir lesen, ist eine Auswahl. Wir *glauben*, daß sie nach dem Willen Gottes getroffen wurde. Wir können dessen um so gewisser sein, als das apostolische Zeugnis gewiß sehr einheitlich war und sich nur durch Akzentuierungen und Nuancen, aber nicht in der Substanz unterschieden hat.

2. Wir haben schon festgestellt, daß die Zahl der als „Apostel" bezeichneten Männer nicht genau zu bestimmen ist. Das Neue Testament hat nicht die Absicht, uns eine abgeschlossene Liste vorzulegen. Darum ist aus der Tatsache, daß Markus, Lukas, Judas nicht ausdrücklich Apostel genannt werden, nichts zu folgern. Bei dem namenlosen Verfasser des Hebräerbriefes verbietet sich dies ohnehin. Von den Kirchenvätern — auch von den Vätern der lutherischen Kirche — werden öfter *alle* Verfasser neutestamentlicher Schriften „Apostel" genannt. Sie wollten damit keine historische Untersuchung anstellen; es war ein Glaubensurteil; sie brachten mit ihm zum Ausdruck, daß die Kirche das ganze Neue Testament gläubig als *an sie* gerichtetes Gotteswort empfängt.

Das Neue Testament ist somit Wort Gottes für alle Zeiten, Orte und Situationen. Nach Martin Luther ist *auch* das Wort der Predigt auf der Kanzel Wort Gottes. Aber es ist dies nur in dieser Stunde und in dieser Gemeinde, im Geschehen der Predigt und im Gesamtvollzug des vom Heiligen Geist getriebenen Gottesdienstes; es ist das nicht unmittelbar, wenn es in Zeitschriften gedruckt wird oder in verstaubten Predigtbänden in der Bibliothek steht.

Der ökumenische Charakter ist somit das erste Kennzeichen des Apostels. Ein zweites zeichnet sich ab in der Zusammenstellung mit den Propheten in der bekannten Epheserstelle: „. . . erbaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten." — Gemeint sind hier gewiß die Propheten des Alten Bundes. Auch ihre Stimme reicht über die Jahrhunderte hin, weil sie Auftrag und Inhalt ihrer Botschaft unmittelbar von Gott empfingen. So ist auch der Apostel unmittelbar von seinem Herrn beauftragt und Träger unmittelbarer Offenbarung. Das gibt ihm seine Autorität und seine Freiheit. Er erfüllt damit das, was der stoische Apostel zu sein wünschte und meinte; er ist darüber hinaus Repräsentant seines Herrn, in dem und durch den dieser selbst gegenwärtig wird, wie der Schaliach des Synhedriums —, aber nicht nur im juristischen, sondern im realen Sinne.

Die apostolische Kirche

Daß das Wesen der Apostolizität in der repräsentativen Gegenwart Christi besteht, d. h. in der wirklichen und wirksamen Gegenwart mit Lehre und Tat; daß das einbegreift die unmittelbare, verantwortliche Bindung an Christus allein und damit die Freiheit von allen säkularen Gewalten; daß diese Freiheit nicht einfach gegeben ist, sondern daß sie zugleich immer neu erkämpft werden muß —, alles das ist gemeint, wenn die Kirche „apostolisch" heißt: Christus ist in ihr Gegenwart, und um dieser Gegenwart willen ist sie zu allen Zeiten in den schärfsten Kampf geworfen. In ihr ist die Wahrheit — und daraus tobt um sie und in ihr bis zum jüngsten Tag die Schlacht zwischen der Wahrheit Gottes und den Mächten der Welt. In ihr sind die Kräfte des Himmels, und darum müssen ihre Glieder immer wieder in sich selbst die Schwachheit des Fleisches und die Übergewalt der höllischen Mächte erfahren, damit sie wie der Apostel bekennen lernen: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark." In ihr ist der Friede der Ewigkeit, und darum konzentriert sich um sie und in ihr die Friedlosigkeit der Welt und der Hölle.

Die apostolische Kirche repräsentiert Christus. Wir müssen dies Wort im vollen, ganz realen Sinne verstehen und den modernen Klang — „nur Abbild", „uneigentlich" — gänzlich heraushören. Indem die Kirche in ihrer Liturgie Gott anbetend verehrt und die großen Heilstaten preist, werden sie gegenwärtig, segensmächtige Gegenwart[4]). Das ist die Liturgie. Von ihr strahlt alles andere aus, sie ist der tragende Grund alles kirchlichen Lebens, Sagens und Wissens; von ihr aus wird die Kirche „apostolisch" — Ort der Christusgegenwart — in allen ihren anderen Funktionen: Wenn sie redet, redet durch sie Christus. Wenn sie segnet, segnet Er. Wenn sie absolviert, vergibt der Herr. „Apostolisch" heißt also: Christus der Herr ist in der Kirche, wie Er in den Aposteln war.

Aber wir müssen diesen Satz genauer bestimmen; er könnte sonst in gefährlicher Weise mißverstanden werden. Apostolizität bedeutet ebenso *Unmittelbarkeit* zu Christus wie *Schranke*. Die Gegenwart des Herrn in der Kirche ist vermittelt durch die Apostel, abgeleitet von seiner Gegenwart *in* den Aposteln. Das bedeutet: Es gibt keinen Zugang zu Christus an den Aposteln vorbei; oder umgekehrt: Christus der Herr kommt auch heute zu uns nur durch Vermittlung der Apostel. Das ist die Absage der Kirche an alle alten und neuen Formen des religiösen Enthusiasmus: sowohl die Absage an alle Versuche, vorbei an dem apostolischen Zeugnis das Leben und die Person Jesu genauer und anders zu erfassen; die Absage an alle Versuche, den „historischen Jesus" anders zu sehen, als Ihn die Evangelien schildern, oder ein „Evangelium Jesu" — etwa nichtpaulinischer Prägung — als die „eigentliche Meinung" Jesu herauszukonstruieren; die Absage auch an die Versuchung, den „historisch gesicherten" Worten Jesu, den „verba ipsissima" ein höheres Gewicht zu geben als den Worten der Apostel oder in sonst irgendeiner Form das synoptische Jesusbild als das wahre gegen das Paulinische oder Johanneische Christusbild auszuspielen. Die Erfahrung zeigt, daß in diesem Fall der Mensch nichts anderes zu sehen und zu hören bekommt als sich selbst und die Gedanken seiner Zeit.

Die Apostolizität der Kirche ist ebenso die Absage an alle Versuche, neben das apostolische Zeugnis andere Quellen religiöser Erkenntnis zu stellen und das Neue Testament zu ergänzen durch „Erfahrungen", „Erlebnisse" oder Vernunftschlüsse oder durch eine Lehrtradition, die selbständig *neben* dem Neuen Testament steht und sich am Ende gar auf unmittelbare Überlieferung von Jesus und den Aposteln her beruft. Die Kirche steht „auf dem Grunde der Apostel und der (alttestamentlichen) Propheten" und auf keinem anderen Fundament.

Das bedeutet allerdings nicht, daß die Kirche nur mit biblischen Sätzen reden dürfte. Das griechische Wort Apostolos meint ja gerade den verantwortlichen Boten, der nicht mechanisch eingelernte Sätze aufzusagen, sondern die Botschaft so zu formen hat, daß sie verstanden wird. Die apostolische Kirche muß darum nicht nur in der Sprache und in den Worten ihrer Zeit reden, sondern sie muß auf die Fragen ihrer Zeit hören — auf die Fragen der Wissenschaft, der Dichtung und der Menschen auf der Straße — und aus der Fülle des Alten und Neuen Testamentes darauf antworten; sie muß diese Fragen in sich aufnehmen, verarbeiten und durchkämpfen. Wo sie das tut, hat sie stets die überraschende Erfahrung gemacht, daß ihr dabei fortlaufend neue und tiefere Einsichten geschenkt werden. Neu nicht in dem Sinne, daß etwas Selbständiges neben das Neue Testament getreten wäre; aber in dem Sinne, daß das Alte immer neu, immer anders, immer tiefer, immer schöner aufleuchtet; daß die Worte der Apostel sich als Samenkörner und Keime erweisen, aus denen die Bäume des Apostolikums und des Nicaenums und schließlich der Wald der Dogmatik erwuchs. Die Worte der Apostel sind alle noch nicht bis zu Ende verstanden; sie sind Schächte oder Brunnen, die in unermessene Tiefen füh-

ren; sie bergen noch viel tiefe und herrliche Geheimnisse, und nur die ganze Kirche aller Zeiten ist berufen, sie zu erkennen. Die Erkenntnis schreitet fort; die Lehren von der Trinität z. B., von der Person Christi sind im Neuen Testament mehr angedeutet als ausgesprochen. Dieser Fortschritt ist dann echt und verfällt nicht in die Abwege einer selbständigen Lehrtradition, wenn er sich vollzieht im gehorsamen Hören auf das apostolische Kerygma, getrieben von den neuen Fragen einer neuen Zeit. So haben die Konzilien der alten Kirche das Neue Testament interpretiert und — z. B. in den ökumenischen Symbolen — seinen Inhalt klarer und tiefer erschlossen. Das Neugesagte ist echt, wenn es nichts weiter will als das Alte neu, aktuell sagen; in der Zeit der Kirchenväter war es das schlimmste Verdikt, daß jemand „novitates" lehrte. So haben die Reformatoren die alten Bekenntnisse neu interpretiert in Richtung auf die Fragen ihrer Zeit. In diesem Sinne stützt sich die lutherische Kirche — im Gegensatz zu dem Biblizismus der Sekten — auf Schrift *und* Bekenntnis. Und wenn wir heute — etwa bei der Eröffnung des sechsten Siegels — neuen und anderen Fragen gegenüberstehen als das 16. Jahrhundert, so werden wir dann den richtigen Weg gehen, wenn wir nicht mehr tun, als die im Neuen Testament, in den Symbolen und in den lutherischen Bekenntnisschriften vorhandenen Ansätze und Hinweise gewissenhaft freizulegen und zu entwickeln.

Die apostolische Sukzession

Apostolizität bedeutet also sowohl Unmittelbarkeit wie Schranke, Nähe wie Abstand zu Christus. In beiden Funktionen vollzieht sie sich durch das geistliche Amt. Sie bedeutet Abstand insofern, als nicht der einzelne Gläubige und nicht die Gemeinde die Wahrheit besitzt, sondern sie immer neu empfangen muß durch den immer neu zu vollziehenden Dienst der geistlichen Amtsträger in Predigt, Unterricht, Sakrament usw. Der minister verbi divini ist nicht der Beauftragte seiner Hörer, sondern der Beauftragte des Herrn allein. — Und sie bedeutet Nähe insofern, als sie sich von den Aposteln her vollzieht. Man kann also in der Tat von „apostolischer Sukzession" reden, wenn man diesen umstrittenen Begriff recht versteht.

Nach der römisch-katholischen Interpretation dieses Begriffs wird der Heilige Geist, den die Apostel unmittelbar empfingen, unter dem Zeichen der Handauflegung weitergegeben, wobei nur die Bischöfe die Vollmacht haben, Ihn durch Ordination an andere weiterzuleiten. Strittig ist dabei innerhalb der römisch-katholischen Theologie, ob die Vollmacht zur Ordination im einfachen Priester nicht vorhanden oder ob sie in ihm nur *gebunden* sei. In der römischen *Theologie* wird überwiegend — nicht ausschließlich — der erste Standpunkt vertreten, während das Corpus iuris canonici (Art. 951) nur lehrt, der minister *ordinarius* für das Sakrament der Ordination sei der Bischof, minister extraordinarius jeder, der „iure vel a sede apostolice" damit beauftragt sei.

Dem steht gegenüber die heute von der Mehrzahl der lutherischen Theologen vertretene Ansicht, die „apostolische Tradition" sei zu verstehen als *Lehr*tradition und bestehe in der Weitergabe der richtigen apostolischen Lehre. Diese Meinung ist jedoch nicht unbestritten. Einerseits gibt es auch innerhalb des Luthertums (und nicht nur innerhalb des Anglikanismus) eine Reihe von Theologen, denen die ungebrochene bischöfliche Sukzession wichtig erscheint — und zwar nicht nur in der schwedischen Kirche und den von ihr abgeleiteten baltischen Kirchen, die tatsächlich in bischöflicher Sukzession stehen. Die Brüdergemeine besitzt und pflegt die bischöfliche Sukzession bis heute. Aber auch markante lutherische Theologen haben in den letzten Jahren geäußert, daß hier ungelöste Fragen liegen. Daneben steht eine vierte Meinung. Sie knüpft an Wilhelm Löhe an und den von ihm vertretenen Gedanken der successio presbyterialis, der seinerseits seine Wurzeln hat in der Wittenberger Ordinationsordnung von 1536. Hier wird bestritten, daß die Vollmacht zur Weitergabe des Amtscharisma an das bischöfliche Amt gebunden sei; es gebe nur *ein* Amt, das sich selbst fortpflanzt; der Bischof unterscheide sich vom Pfarrer durch seine Funktionen, nicht durch einen höheren Weihegrad. Insofern steht auch das geistliche Amt der lutherischen Kirchen Deutschlands und Amerikas in echter apostolischer Sukzession. Über die Bedeutung dieser Sukzession selbst dagegen besteht noch keine volle Klarheit; von einem Teil der Theologen dieser Gruppe wird die realistische Auffassung der römischen Kirche vertreten: der Geist, der Kirche einmal gegeben, wird weitergereicht durch die Kette der Handauflegungen — nur mit der Modifikation, daß es nicht die Handauflegung eines Bischofs sein muß, daß die Kette also dadurch, daß unsere Ordinationen allermeist auf Luther und Bugenhagen zurückgehen, die rechtmäßig geweihte Priester waren, hinreichend geschlossen ist. Eine andere Gruppe hält die Kontinuität der Kette für weniger wichtig; nach ihrer Auffassung ist der Heilige Geist dadurch, daß Er am Pfingsttag auf die Apostel ausgegossen wurde, der *ganzen* Kirche gegeben, die insofern apostolisch ist; und in jedem Ordinationsakt — gleichgültig, von wem er ausgeführt wird — delegiert Ihn die ganze Kirche auf den einzelnen minister verbi.

Meine persönliche Meinung zu diesem Problem möchte ich in die beiden Fragen gliedern: „Bedarf es außer der Lehrsukzession auch der Geistsukzession?" Und: „Ist die Sukzession der Amtsträger von entscheidender Bedeutung?" Ich möchte beide Fragen bejahen.

1. Die Lehre ist abhängig vom Heiligen Geist. Ohne ihn kann sie weder inhaltlich verstanden noch als richtig anerkannt werden. Sie hängt damit an dem Ganzen des kirchlichen Geschehens: Sie ist nur verständlich und einsichtig, solange sie nicht nur durch den Heiligen Geist gepredigt, sondern durch denselben Heiligen Geist gebetet und gesungen wird zum Lobpreis Gottes und wiederum durch denselben Heiligen Geist bekannt und im Leben verwirklicht wird. Sie ist eine Blüte, die nur leben kann, solange sie gespeist wird von den Kräften des Heiligen Geistes, der gleichsam der Saft im Baum der Kirche ist.

Es war der Fehler des klassischen Luthertums, die Lehre zu verabsolutieren („absolut" heißt „abgelöst"), indem man sie einseitig betonte und so herauslöste aus dem Ganzen des lebendigen kirchlichen Geschehens, aus Liturgie und Praxis. Darum brach sie zusammen vor den Stürmen des Rationalismus und Historismus — wie ein Baum, der im Innern von Termiten zerfressen ist. Der letzte Grund war der oben genannte: Man wußte nicht genug von dem Mysterium der Kirche, denn das sechste Siegel war noch nicht gelöst. Wir beginnen das heute zu sehen; wir sehen darin, wie *sehr* wir außer der Lehre des Geistes bedürfen.

Dazu kommt folgende Erwägung: Die Lehre, gelöst vom Geist, wird notwendig *unsere* Lehre; von uns begriffen, bewiesen und verteidigt. Sie wird damit unausgesprochen unsere Leistung, gutes Werk und Lehrgesetz. Nur wenn wir uns bewußt sind, daß wir die Lehre allein durch den Heiligen Geist haben und sie immer neu vom Heiligen Geist empfangen müssen, werden wir immer wieder und deutlich genug daran erinnert, daß wir das Wissen um die Wahrheit nur aus Gnade besitzen und daß es uns jederzeit genommen werden könnte.

2. Die zweite Frage: Warum sind die Handauflegung und die Kette der Handauflegungen von entscheidender Wichtigkeit für den apostolischen Charakter der Kirche? Ich nenne zwei Gründe:

Die Apostel empfingen am Pfingsttag den Heiligen Geist unmittelbar, wie sie auch sonst unmittelbar von Gott Weisungen und Erkenntnisse empfingen. Die apostolische Kirche steht, wie wir sahen, in mittelbarer, durch die Apostel vermittelter Verbindung mit Gott. Wenn dieses von Wissen und Weisungen gilt, gilt es jedenfalls auch von der Macht des Geistes. Wer die Sukzession der Handauflegungen für entbehrlich hält, begeht den gleichen Fehler wie die Schwärmer, die unmittelbare Nachrichten vom Himmel zu empfangen meinen.

Der zweite Grund: Warum hat Gott die Zusage des Geistes ausdrücklich an die Handauflegung gebunden? (Daß es so ist, dürfte nach dem klaren Wortlaut des Neuen Testaments niemand bestreiten können, der es nicht von vornherein bestreiten *will.*) Es ist dieselbe Frage, warum Gott das ewige Heil an die Sakramente gebunden hat. Sicher aus vielen Gründen; nicht zuletzt aber um des „sola gratia" willen: Weil wir Gott nicht nach unserem Belieben nahen können, wo, wie und wann wir wollen, nur wo Er will. Weil wir weder mit den Schlüssen unserer Vernunft noch mit dem Aufschwung unserer Begeisterung noch mit unseren guten Werken den Himmel erstürmen, sondern das Heil nur geschenkt bekommen können —, und weil wir daran nicht oft und nicht nachdrücklich genug erinnert werden können: darum sind wir an die Sakramente gebunden. Und eben darum ist die Kirche an die *einmalige* Geistausgießung zu Pfingsten gewiesen und an die ihr von Gott im Neuen Testament geschenkte Handlung der Handauflegung, durch die das Pfingstgeschenk durch die Jahrhunderte weitergegeben wird, bis der Herr kommt. Wir dürfen uns dessen dankbar freuen und gewiß sein, daß es so ist. Das römische Vor-

urteil, wonach allein konsekrierte Bischöfe den Geist vermitteln können, ist nicht zu halten gegenüber dem Zeugnis des Neuen Testaments, das ausdrücklich sagt: „Laß nicht außer acht die Gabe Gottes, die in dir ist durch Weissagung mit Handauflegung des Presbyteriums" (1. Tim. 4,14). Unsere Ordination, die ja wohl allermeist auf Luther und Bugenhagen zurückgeht, bewirkt echte apostolische Sukzession — eigentlich sogar mosaische Sukzession, denn die Kette geht über Paulus wohl bis auf Mose — und verheißt uns, daß wir wirklich apostolische Kirche sind.

Wir sind es, d. h. uns ist die Möglichkeit gegeben, es zu sein. Alle Gaben Gottes sind uns gegeben in der Dialektik von Gabe und Aufgabe. Alle sind Geschenke und Verpflichtung zugleich. Welcher Art, sagt in diesem Fall das Symbolum Nicaenum sehr genau. Es heißt „credo *in* Deum" (pisteuo eis Theón), und es sagt (wenigstens im lateinischen Text): „Credo ecclesiam." Ich glaube auf Gott hin, genau übersetzt: „in Gott hinein". Glaube ist die Ausrichtung des ganzen Daseins auf Gott, theozentrische Existenz. Und in dieser Ausrichtung des ganzen Daseins auf Gott *glauben wir die Kirche*, vollziehen und sind die Kirche, empfangen das ungeheure Gnadengeschenk — die apostolische Kirche zu sein.

Anmerkungen: [1]) Diesen Ausführungen liegt ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser im Sommer 1956 in den Vereinigten Staaten von Amerika auf vier Pastoralkonferenzen mit dem Gesamtthema „Eine — heilige — katholische — apostolische Kirche" gehalten hat. — [2]) *Rudolf Bultmann*, Theologie des Neuen Testaments S. 451. — [3]) a. a. O. S. 449. — [4]) Die letzte noch mögliche Deutung läßt sich mit den Gedanken Augustins vom nunc-aeternum praesens geben: Vor Gott sind alle Zeiten zugleich — Schöpfung, Geburt, Tod, Auferstehung Christi und Ausgießung des Heiligen Geistes; der heutige Tag und der Tag, an dem Christus wiederkommt. In der Anbetung tritt die Kirche hinein in diesen göttlichen Raum, und die Heilstaten werden mächtige Gegenwart.

Ich suche Trost im Wort . . .

Ich suche Trost im Wort, das niemals noch mich trog,
das von den Dingen mir getreu den Umriß zog,
wie durch ein Blatt ein Kind die Fibel für sich paust,
die Bilder und den Sinn, der zwischen ihnen haust.

Auf heller Straße täuscht Gebärde und Gesicht,
ich trau des Nachbars Gruß, dem Wort des Freundes nicht;
ich traue selbst nicht dem, was ich soeben sprach,
nur, was ich schreibe, zieht, was feststeht, richtig nach.

Nur an Geringes will vorerst ich wagen mich,
an Dinge, die im Schlaf ich traf auf einen Strich,
vielleicht im Fènster dort an Flügelpaar und Zweig,
ans Pflaster, das gekörnt sich wölbt von Steig zu Steig.

Wie der Holunder sich zur Zeit der Blüte spreizt,
das ist so schmerzhaft klar, daß es zu Tränen reizt;
das üb ich, das bewährt dem Ohr sich auch im Klang:
zu sagen ist so viel, nun ist mir nicht mehr bang.

Kalkbrenners Schlaflied

Trink aus, die Milch ist nicht mehr heiß,
und falt die Hände. Wenn der Kreis
der Lampe klein wird, fürcht dich nicht,
mein Wurm; ich muß noch fort zur Schicht.
Schlaf, mein Kindlein, schlafe.

Guck mich noch an; ich mein's, wenn mir
das Auge zuckt, nicht schlecht mit dir.
Der Kalkstaub hat es mir verbrannt;
sei still und dreh dich sacht zur Wand.
Schlaf, mein Kindlein, schlafe.

Schlaf ein, mein Kind; es wird schon Nacht,
die Glut streicht leise durch den Schacht.
Der Wind tost hohl im schwarzen Dorn,
vorm Fenster rauscht das reife Korn.
Schlaf, mein Kindlein, schlafe.

Schlaf gut; der Kalk im Schacht zerfällt,
die Sense geht durchs finstre Feld.
Der Bauer bringt den Roggen ein;
was durch den Rost fällt, ist nicht mein.
Schlaf, mein Kindlein, schlafe.

Schlaf tief, mein Kind; ich muß jetzt gehn.
O müßtest du dies nie verstehn!
Der Roggen saust, das Käuzchen schreit;
bis du einst groß bist, hat's noch Zeit.
Schlaf, mein Kindlein, schlafe.

Spätes Lied

Nun sich die Steige verfärben
und sich die Helle verzieht,
zähl ich am Stecken die Kerben,
sing ein verspätetes Lied;
höre den Fraß im Gemäuer,
hör, wie die Zeit mir verrinnt,
lausche dem sinkenden Feuer
und in den Bäumen dem Wind.

Stillstes mit mir still zu teilen,
litt es die Liebste nicht mehr;
wo mir die taumelnden Zeilen
enden zur Nacht, gähnt es leer.
Nichts bleibt — und viel war mir teuer —
nichts, nun die Zeit mir verrinnt,
nichts als das sinkende Feuer
und in den Bäumen der Wind.

Längst hat mein Land mich vergessen;
was mir auch hier keiner hört,
will's mich zu singen vermessen
ihnen nur, die es nicht stört;
sing es dem Fraß im Gemäuer,
sing es der Zeit, die verrinnt,
sing es dem sinkenden Feuer
und in den Bäumen dem Wind.

Stufen und Übergänge im westdeutschen Schulwesen

Die Wandlung der Arbeitswelt und die Demokratisierung des Sozialkörpers verändern auch die Struktur der Gesellschaft. Die alte ständische Gliederung ist, so sehr das Standesbewußtsein der einzelnen und der Familien an ihr festhalten mag, in der Auflösung begriffen. Aufstieg und Abstieg werden dadurch immer mehr zur Sache der Individuen und locken oder bedrohen jeden als ständig vorhandene Möglichkeiten. Die soziale Schichtung wird immer beweglicher, das erfüllt die einzelnen und die Familien mit erheblich größerer Sorge um ihre soziale Placierung und Sicherung.

Die Spannungen, die daraus entstehen, beziehen auch die Gliederung des Schulwesens ein und machen sie zum Gegenstand heftiger kultur- und standespolitischer Auseinandersetzungen. Das Problem liegt dabei vornehmlich in der aus dem 19. Jahrhundert überkommenen Stufung unseres Schulwesens, seiner Aufteilung in einen höheren, einen mittleren und einen — man sagt nun ungern „unteren", sondern, die Doppeldeutigkeit des Wortes „Volk" ausnutzend — Volksschulbereich. Tradiert sind uns diese drei Bereiche so, daß sie — trotz manchen Verbindungen, die es zwischen ihnen seit alters gibt — je einer kulturell-sozialen Schicht zugeordnet waren, auf die Funktion dieser Schicht vorzubereiten hatten, und zwar in aller Regel und immer entschiedener nicht schon durch eine spezielle Berufsausbildung, sondern „allgemeinbildend", den verschiedenen Berufen innerhalb einer Schicht einen gemeinsamen geistigen Grund legend, zwischen den Schichten aber den Unterschied stiftend oder festigend, der eben in der Intensität und im Umfang der Allgemeinbildung liegt und am offenkundigsten in der Dauer der Schulzeit zutage tritt. Dabei war der Besuch einer Schulart mit geringen Ausnahmen die Folge und Bestätigung des vom Elternhaus vorgegebenen sozialen Status, und für den sozialen Aufstieg oder Abstieg waren meist andere Ursachen wirksamer als der gelungene oder mißglückte Abschluß einer bestimmten Schulbildung. In ihrem — freilich nicht immer ganz befolgten — Prinzip waren die drei Schularten „grundständig" im vollen Sinn: sie nahmen die Kinder je für sich, gegebenenfalls in sogenannte Vorschulen, gleich mit der Schulreife auf, das Schulwesen hatte also drei verschieden hohe Säulen nebeneinander. Die Eltern entschieden im sechsten Lebensjahr ihres Kindes, in welchem dieser Bauten es gebildet werden solle. Freilich glückte nicht jedem Kinde der „mittlere", erst recht nicht der „höhere" Abschluß. Vor allem erfüllte die höhere Schule weithin auch die Funktion der mittleren, oft war es sogar die überwiegende Zahl der Schüler, die schon mit dem mittleren Abschluß die höhere Schule verließ, aber doch wenigstens an dem sozialen Prestige, das mit der höheren Bildung verbunden war und ist, einen — freilich nicht unumstrittenen — Anteil gewann.

Auf dies System wirken aber seit langem geistige und gesellschaftliche Kräfte ein, die es zu modifizieren streben. Sie sprechen meist im Namen der geistigen Einheit des

ganzen Volkes, der ein möglichst breiter und tiefer gemeinsamer Grund zu legen sei, und im Namen der gleichen Chancen für alle Kinder, gleich welcher elterlichen Schicht sie entstammen. Das hat in unserem Jahrhundert zu der allen Kindern gemeinsamen Grundschule geführt. Sie ist nicht ganz leicht durchzusetzen gewesen; es hat dazu der Erschütterungen des deutschen Sozialkörpers durch den ersten Weltkrieg bedurft. Aber einmal eingeführt und mit dem aus einer neuen großen Aufgabe stammenden Elan ausgebaut, hat sie sich verhältnismäßig leicht behauptet, und das wird daran liegen, daß ja wirklich etwa die ersten vier Schuljahre jeden Kindes inhaltlich und methodisch die gleichen Aufgaben haben: aus der Spielhaltung allmählich und behutsam in die Arbeit überzuleiten, die Muttersprache geläufig zu machen und nach der Hochsprache zu richten, in Schrift und Zahl einzuführen, Welt und Leben kindlich-ganzheitlich aufzuschließen. So ist die Grundschule in der Pädagogik und in der Öffentlichkeit der am wenigsten umstrittene Teil des Schulwesens geworden.

Dann aber, in den meisten westdeutschen Ländern nach vier Schuljahren, bieten sich den Kindern — besser gesagt ihren Eltern — erneut die drei überkommenen getrennten Säulen an. Für die weitaus meisten — es sind im Bundesdurchschnitt etwa vier Fünftel — tut sich die Volksschul-Oberstufe auf. Das wird auch heute kaum schon als Übergang, sondern eher als Verbleiben empfunden und bezeichnet. Die Grundschule ist ja ein Teil der Volksschule, mit deren Oberstufe unter einem Dach und einer Leitung, so daß die Volksschule nun beiden Bedeutungen von „Volk" entspricht: unten ist sie die Schule für alle, oben für die „breite Masse". Für den Übergang in die sogenannten weiterführenden Schulen bedarf es erstens des elterlichen Willens, zweitens einer meist auch das Gutachten der Grundschule berücksichtigenden Prüfung auf das Maß von Bildungsfähigkeit, das die weiterführenden Schulen voraussetzen.

Auch die Zuordnung zu bestimmten, höheren oder weniger hohen Funktionen im Sozialkörper besteht weiter, sowohl im Selbstverständnis der Schulen als im Verständnis der Allgemeinheit. Es gebe ja, so wird gesagt, drei Berufstypen: einen vorwiegend ausführenden, mit der Hand arbeitenden, einen geistig führenden und planenden und dazwischen einen vermittelnden, die großen Entwürfe in Einzelmaßnahmen und -anordnungen übersetzenden Typus. Ihnen sollen sogar drei verschiedene Begabungstypen entsprechen: ein „praktischer", ein „theoretisch-wissenschaftlicher" und ein „theoretisch-praktischer". Schwerer als diese Versuche einer nachträglichen Rechtfertigung wiegen die Resultate der gründlichen, das gesamte europäische Bildungsdenken einbeziehenden, immer erneuten Bemühungen, den drei Arten der Allgemeinbildung je einen eigenen Sinn zu bestimmen: der Volksschule etwa den des Anschaulich-Handgreiflichen, „Volkstümlichen", die heimatliche „Eigenwelt" Bewahrenden, für die mittlere Bildung den der rationalen Erfassung und wendigen Beherrschung der Realien des wirtschaftenden und verwaltenden Lebens, für die höheren Schulen den der geschichtlich vertieften, andere Sprachwelten auch inhaltlich einbeziehenden, gedanklich strengen, also geistige Zucht wie Muße fordernden Vorbereitung auf wissenschaftlich gegründete geistige Selbständigkeit, die dann an den Hochschulen zu erwerben sei.

Der Zustand, der sich so ergeben hat, ist nun im heutigen Westdeutschland erneut erheblichen und steigenden Belastungen ausgesetzt. Am augenfälligsten unter ihnen ist der immer weiter sich verbreitende und verstärkende Andrang zu den weiterführenden Schulen. Sein Grundmotiv ist eben der nahezu allgemein gewordene Wille, mit den jungen Gliedern der Familie in einen höheren sozialen Rang aufzusteigen

oder den eigenen Status für die Kinder zu sichern. Das Aufstiegs- oder Sicherungsbedürfnis besteht allgemein; wer es erfüllen will, ist dazu fast ausschließlich auf das durch geistige Kraft, durch Bildung und Leistung zu erringende Berufsniveau angewiesen. Daher werden die sozialen Chancen — und mit ihnen gewiß auch oft die Möglichkeiten zu persönlicher Lebenserfüllung — immer stärker schon bei einer gehobenen Schulbildung gesucht. Dies Streben ist durch die Einführung der gemeinsamen Grundschule sicherlich nicht erst geweckt, aber doch im ganzen verstärkt worden und gibt sich nun oft sogar die Form eines einklagbaren Anspruchs. Daß auch die Berufsstände ihre Anforderungen an den bescheinigten Grad der Schulbildung ihres Nachwuchses erhöhen, ist zwar zum guten Teil dadurch begründet, daß von der Sache her immer höhere Leistungen gefordert sind, zum Teil aber gleichfalls von dem Wunsche getragen, den Stand herauszuheben und Anschluß nach oben zu gewinnen.

Der Andrang zu den weiterführenden Schulen hat nun, obwohl diese sich ihm noch keineswegs uneingeschränkt öffnen, schon heute zwei bedenkliche Folgen: Die erste ist, daß die weiterführenden Schulen eine Schülerschaft erhalten, deren durchschnittliche Befähigung der überlieferten Höhe der Anforderungen nicht mehr voll genügt. Daher müssen namentlich die höheren Schulen die Dauerauslese, die ja an ihnen immer geschieht und unvermeidlich ist, heute in einem Ausmaß leisten, das sie schwer belastet, und trotz der hohen Zahl der Ausgeschiedenen wird oft beklagt, daß der zu geringe Befähigungsgrad des Durchschnittes der verbleibenden Schüler das Niveau der Schule senkt. — Die zweite Folge ist, daß der Volksschul-Oberstufe die befähigteren Kinder immer mehr entzogen werden. Die Meinung, das sei kein Schade, da die Volksschule sich dann den geistig schwachen Kindern um so intensiver widmen könne, ist pädagogisch nicht haltbar. Denn die Volksschule vermag ihre Aufgabe nur zu erfüllen, solange die geistige Lebendigkeit befähigter und häuslich angeregter Kinder sich den anderen mitteilen kann. Wo solche Kinder fehlen — in den Städten und stadtnahen Dörfern ist das heute vielfach schon der Fall —, da ist die Volksschule in der Tat „ausgepowert"; das verstärkt das soziale Vorurteil gegen sie, rückt sie immer mehr aus dem Licht der öffentlichen Beachtung und Fürsorge und ist die Hauptursache ihrer heute oft berufenen Krise.

Auf der Suche nach Maßnahmen, die dieser doppelten Bedrohung begegnen können, ist man sich darin nahezu einig, daß die heutige Regelung des Überganges aus der Grundschule in die weiterführenden Schulen einer Korrektur bedarf. Wie diese aber angebracht und wieweit der Schulaufbau dabei geändert werden soll, ist strittig. Zunächst seien drei der miteinander streitenden Lösungsversuche kurz gekennzeichnet:

Dem *ersten* liegt das Bestreben zugrunde, den gegenwärtigen Schulaufbau in seinen Grundzügen zu erhalten. Er habe sich bewährt; man müsse die Kinder nach vier Grundschuljahren trennen, um bei den Befähigteren die anspruchsvolleren Aufgaben und Inhalte des mittleren und des höheren Bildungsweges früh genug wirken zu lassen. Die Auslese dafür soll also weiterhin im zehnten Lebensjahr der Kinder geschehen; das Verfahren soll aber sorgfältiger ausgestaltet werden, damit die Zahl der Fehlentscheidungen sich mindert. Namentlich Kindern, die sich langsam entwickeln, sollen jedoch auch spätere Übergänge aus der Volksschul-Oberstufe in die entsprechenden oder wenig jüngeren Jahrgänge der weiterführenden Schulen in größerem Maße als bisher ermöglicht werden.

Bei einem zehnjährigen Kinde lassen sich nun aber, wie sich immer deutlicher zeigt, Art und Ausmaß seiner Bildungsfähigkeit durch eine einmalige Prüfung, sei sie auch noch so sorgfältig und ausgedehnt, oft nicht entfernt mit dem Wahrscheinlichkeitsgrad erkennen, der nötig wäre, damit die Entscheidung über den endgültigen Bildungsweg verantwortet werden kann. Auch die Einführung von psychologischen Tests, so unleugbar ihr ergänzender Wert ist, erlaubt doch, wie die Ergebnisse zeigen, keine genügend zuverlässige Voraussage. Begabungen zeigen sich eben — das ist die immer mehr sich durchsetzende Erfahrung — mit einiger Zuverlässigkeit erst dadurch, daß sie sich an entsprechenden Aufgaben wirklich bewähren; Neigung und Arbeitswilligkeit, die ja zum Gesamtbilde einer Begabung gehören und sich aus ihm nicht abtrennen lassen, werden meist durch solche Anforderungen überhaupt erst geweckt. Unter den Zehnjährigen gibt es, namentlich heute, sowohl Kinder, die geistig früh erwacht sind, aber den in der Prüfung daraus gezogenen Erwartungen später nicht entsprechen, als auch später sich entwickelnde, deren gute Eignung in der Prüfung noch nicht erkennbar war. Deshalb werden viele Kinder fehlgeleitet. Ein späteres Versagen in der Höheren Schule führt oft zu tiefgreifender Entmutigung; die große Zahl der Scheiternden läßt auch viele Mühen und Aufwendungen der Höheren Schule vergeblich bleiben. Andere, normal geeignete Kinder gehen dem höheren Bildungsweg verloren, weil sie nicht rechtzeitig auf ihn gelenkt worden sind. Denn wenn man einem Kinde ermöglicht, auch noch später als nach dem vierten Schuljahr aus der Volksschule in die entsprechende Klasse der weiterführenden Schule überzugehen, so führt das doch nur zum Erfolg, wenn seine Begabung und seine Bildungswilligkeit über den Voraussetzungen des normalen Übergangs liegen und es befähigen, den Rückstand aufzuholen, in den es inzwischen geraten ist.

Der *zweite* Versuch, den mehrere westdeutsche Länder, Mitteldeutschland und außerdeutsche Staaten gemacht haben, besteht darin, die gemeinsame Grundschule auf sechs oder acht Jahre zu verlängern. Man hat die Kinder also mehr als vier Jahre lang zusammengehalten und die Entscheidung über den endgültigen Bildungsweg auf ein späteres Alter hinausgeschoben, in welchem die Eignung für einen der Wege bereits deutlicher erkennbar sei.

Eine undifferenzierte Einheitsschule kann aber, wie Erfahrungen und Überlegungen lehren und die Kritik unüberhörbar geltend gemacht hat, über das vierte Schuljahr hinaus den Anforderungen der höheren Bildung nur noch schwer genügen. Sie wird, vor allem wenn sie den Unterrichts- und Lebensstil der Grundschule beibehält, dem Bedürfnis der bildungsfähigeren Kinder nach planmäßigerem und differenzierterem Lernen nicht mehr hinreichend gerecht. Zwar bedürfen sie auch nach dem zehnten Lebensjahre noch ganzheitlicher Arbeitsweisen, die den kindlichen Beziehungen zur Umwelt entsprechen und sie klären — die höhere Schule läßt es daran gegenwärtig oft noch zu sehr fehlen —, aber daneben beginnen sie doch auch nach facheigenen, sachlogischen Zusammenhängen zu verlangen, und diese Bereitschaft muß bei den Befähigteren vom fünften Schuljahr an auch schon für die heute von den weiterführenden Schulen vertretenen Anforderungen genutzt werden. Das ist aber einer undifferenzierten Einheitsschule auch dann nicht möglich, wenn sie mit dem fünften Schuljahre den Stil der Grundschule verläßt. Von diesem Zeitpunkt ab müssen die Aufgaben nach dem Grade der Bildungsfähigkeit differenziert werden. Geschieht das nicht, so mangelt es auch an jenen Bewährungen der Begabung, Neigung und geistigen Arbeitskraft, auf die eine hinreichend verläßliche Auslese angewiesen ist.

Eine *dritte* Möglichkeit zur Lösung des Übergangsproblemes könnte in dem von soziologischer Seite gemachten Vorschlag gesehen werden, nach dem vierten Schuljahr und ohne besondere Auslese alle Kinder in die weiterführenden Schulen aufzunehmen, deren Eltern das wünschen. Damit werde dem Schulsystem die schwere, Mißtrauen erregende Aufgabe abgenommen, die erste, oft aber schon entscheidende Zuteilung unterschiedlicher Lebenschancen vorzunehmen und zu verantworten; in der Auseinandersetzung zwischen den Eltern und der öffentlichen Verwaltung werde die Schule mehr als bisher auf seiten der Eltern erscheinen und dadurch das pädagogisch nötige Vertrauen gewinnen. Die dann unvermeidliche Einbuße im Niveau der weiterführenden Schulen müsse in Kauf genommen, die differenzierende Leistungssteigerung, die nötig bleibt, könne durch einen zunächst nicht in die Augen springenden „Anbau nach oben" erreicht werden.

In Wahrheit aber darf doch das Niveau der weiterführenden Schulen nicht preisgegeben werden, um nur den — gewiß schwierigen und das Verhältnis zwischen Eltern und Schule belastenden — Aufgaben einer rechtzeitigen, gerechten, pädagogischen Grundsätzen folgenden Auslese aus dem Wege zu gehen. Die Entwicklung der Zivilisation stellt uns geistig, politisch und wirtschaftlich vor Anforderungen, die nicht bewältigt werden können, wenn es nicht gelingt, eine geistig tragende Schicht von hohem Niveau heranzubilden, und dafür müssen die bildsamsten Jahre der besonders befähigten Kinder ausgenutzt werden. Das Schulsystem kann also die Aufgabe der Auslese nicht abweisen; sonst würde auch die von den Eltern erstrebte heraushebende Sicherung des Lebensweges ihrer Kinder illusorisch: eine über das jetzige Maß hinaus verbreiterte und nivellierte höhere Schule könnte keine echte Anwartschaft auf gehobene Berufe mehr verleihen.

Vor allem aber würde die Verarmung der Volksschule sich vollenden; nur die gleichgültigen Eltern würden ihr die nicht bildungswilligen, also allermeist auch schwachbegabten Kinder überlassen, bei denen selbst intensive pädagogische Arbeit nicht mehr genug geistige Lebendigkeit wecken kann. Keine Ordnung des Schulwesens darf zulassen, daß sein zumindest quantitativ wichtigster Teil verfällt.

Von diesen drei Tendenzen unterscheidet sich ein anderer Plan, der für das Schulwesen einiger außerdeutscher Länder Bedeutung hat und der auch in drei westdeutschen Ländern in einzelnen Versuchen als *„differenzierender Mittelbau"* organisatorisch verwirklicht ist. Sein Grundgedanke ist, die Kinder auch nach der Grundschule noch mehrere Jahre lang in einer Schulgemeinschaft zusammenzuhalten, einen wachsenden Teil des Unterrichts jedoch so zu trennen, daß am Ende die für die theoretischen Bildungszweige befähigteren Kinder etwa in gleichem Maße und an den gleichen Inhalten wie in den weiterführenden Schulen gefördert sind. Der Plan will also auch über das vierte Schuljahr hinaus das gemeinsame Schulleben aller Kinder erhalten; er will ihnen so viel Unterricht wie möglich ohne Trennung erteilen, für die erhöhten Anforderungen der theoretischen Bildungszweige aber, soweit nötig, besondere Kurse einrichten und die Teilnahme daran immer neu von der Bewährung abhängig machen. Er will dadurch den besonderen Anforderungen der weiterführenden Schulen früh genug Eingang verschaffen, die Entscheidung über den endgültigen Bildungsweg aber erst später treffen und dann darauf stützen, daß die Kinder bereits Gelegenheit gehabt haben, sich an den entsprechenden Aufgaben zu bewähren. Wenn

der Plan gelingt, so kann die Auslese für die endgültigen Bildungswege gerechter, verläßlicher und überzeugender werden; die Bildungsfähigkeit der Kinder wird an anspruchsvolleren Aufgaben allmählich und wiederholt erprobt, dabei bleiben die Chancen so lange wie möglich offen; Gelingen und Mißlingen werden für die Kinder selbst eindrücklicher erlebbar und auch für die Eltern sichtbar, die Schwächeren brauchen nicht vorzeitig auszuscheiden und werden weniger entmutigt.

Mit dem Plan verbinden sich aber auch Absichten, die nicht nur auf eine bessere und gerechtere Auslese zielen: Ein längeres gemeinsames Schulleben kann in den Kindern die Erfahrung einleiten, daß unserem Volke ein Grundbestand geistigen Erbes und sittlicher Normen gemeinsam ist. Es kann damit die Einsicht wecken oder wenigstens vorbereiten, daß das verstehende, vertrauende Zusammenwirken im Volke auf der Gemeinsamkeit dieses Besitzes und auf der Anerkennung dieser Gemeinsamkeit beruht. Es kann dadurch helfen, gegenseitiges Mißtrauen der Schichten abzubauen und späterer politischer Zusammenarbeit einen Erfahrungsgrund zu legen. Der gemeinsame Unterricht kann ferner bewirken, daß alle Kinder lange und eingehend genug bei dem anschaulichen Umgang mit konkreten Sachverhalten verharren; er kann verhindern, daß Abstraktionen und intellektuelle Reflexionen zu früh vorherrschen und sich auf zu schmale Dingerfahrungen stützen.

Das Zusammenleben von mehr und weniger Begabten und Angeregten kann die erzieherischen Kräfte des Helfens und Sich-helfen-Lassens ähnlich aktivieren, wie das überall geschieht, wo Kinder mit verschiedenen Fähigkeiten, einander zugewandt, gemeinsam leben und arbeiten. Den schwächeren und gleichgültigeren Kindern können die Anregungen der fähigeren und strebsameren erhalten bleiben. Die Gefahr der inneren Verarmung der Volksschule kann dadurch beseitigt werden.

Die besondere Struktur des differenzierenden Mittelbaues kann zudem dazu beitragen, daß unser Schulsystem alle Begabungen rechtzeitig erkennt, sie dann ohne Verzug fördert und damit schon auf seiner mittleren Stufe das Seinige tut, um dem künftig mit aller Wahrscheinlichkeit erheblich steigenden Bedarf der Gesellschaft an jungen Menschen mit höherer Schulbildung zu genügen. Namentlich auf dem Lande kann der differenzierende Mittelbau beträchtlich mehr geeigneten Kindern den Weg zu höherer Schulbildung öffnen, als das bisher möglich war, und ihnen dennoch das Leben im Elternhaus und in der Heimat erhalten.

An einem solchen Mittelbau werden die drei gegenwärtigen Lehrerkategorien — Volksschullehrer, Mittelschullehrer und Studienräte — im gleichen Kollegium zusammenwirken müssen. Das kann zu der seit langem dringend erwünschten pädagogischen Verständigung zwischen ihnen beitragen, kann Mißverständnisse beheben und ständische Schranken abtragen helfen.

Die Hauptbedenken gegen den Plan konzentrieren sich um die Sorge, daß die weiterführende Bildung, namentlich der höheren Schule, in ihm nicht mehr früh und stark genug einsetzen könne. Weder würden dann die reichen und starken Begabungen, die schon jetzt auf der vierjährigen Grundschule oft nicht ganz zu ihrem Rechte kommen, durch ihnen entsprechende Aufgaben früh genug gefördert — und an dieser Förderung besteht ein hohes allgemeines Interesse —, noch blieben genügend frühe Jahre für jene nur in ihnen sinnvollen formalen Übungen, die für höhere Studien unentbehrlich sind: das Lateinlernen gilt dafür als besonders eindrückliches Beispiel.

In der Beurteilung der einschneidenden Änderungen, die das Schulsystem durch die Einführung des differenzierenden Mittelbaues erfahren würde, ist heute die

öffentliche Meinung noch durchaus geteilt. Auf der einen Seite wächst die Zahl der Befürworter, die den hier angedeuteten Gründen immer mehr Gewicht beimessen, auf der anderen Seite steht u. a. der größte Teil der Lehrer an weiterführenden Schulen, der die Einführung ablehnt, und zwar sowohl, weil sie von den pädagogischen Vorteilen überzeugt sind, die in der „Grundständigkeit"[1]) der weiterführenden Schule für deren Schüler liegen, als auch aus standespolitischen Gründen. Viele Eltern sind nicht damit einverstanden, daß die Spannung, ob ihr Kind in eine weiterführende Schule aufgenommen wird, sich verlängert. Manche mögen auch auf das soziale Prestige nicht verzichten, das ihnen erwächst, wenn ihre Kinder in höheren Schulen sind.

Unter den Befürwortern des Planes besteht noch keine Einigkeit über die Zahl der Schuljahre, die der differenzierende Mittelbau umfassen soll. Sie liegt zwischen zwei und vier Jahren; für und wider die kürzere oder längere Dauer werden Gründe ins Feld geführt, die wohl alle so zu verstehen sind, daß man entweder dem längeren Zusammenbleiben der Kinder oder der Trennung zugunsten der höheren Anforderungen der weiterführenden Schulen — also einem der beiden Pole, durch deren Spannungsfeld der Mittelbau bestimmt wird — die größere Bedeutung beimißt.

Es fehlt in der Gegenwart nicht an Stimmen, die betonen, daß eine voll ausgebaute, auch ein zehntes Schuljahr obligatorisch enthaltende Volksschule[2]) die jetzige *Mittelschule* (oder „Realschule", wie sie in einigen Ländern heißt) entbehrlich machen würde; die industrielle Gesellschaft erfordere für alle Erwachsenen ein Bildungsmaß, das dem der jetzigen Mittelschule entspricht; das Ziel sei also, die sogenannte mittlere Bildung — so wie das, wenn auch in der verschiedensten Weise, in Nordamerika, Schweden, Rußland und Mitteldeutschland der Fall ist oder erstrebt wird — auf alle Kinder auszudehnen. Andererseits hat die deutsche Mittelschule unbestreitbare Erfolge und wird von ihren Lehrern und von der Elternschaft zäh verteidigt. Sie ist ein bewährter Bestandteil des westdeutschen Schulwesens geworden, und vieles spricht dafür, eine besondere Schulart zu erhalten, deren Bildungsziel zwar dem praktischen Leben näher verbunden ist als das der höheren Schule und in kürzerer Zeit erreicht wird, aber doch über das der ausgebauten Volksschule hinausreicht. Wirtschaft und Verwaltung verlangen auch heute noch einen solchen Typ der Bildung, der den praktischen Berufen mit erhöhter Verantwortung angemessen ist und insbesondere durch den steigenden Bedarf an technischer Intelligenz nahegelegt wird. Der Mangel an fähigen Technikern ist in Westdeutschland schon heute alarmierend. Eine sorgsame, auf Erprobung und Bewährung gestellte Auslese würde den Schulen der mittleren Bildung im Einverständnis mit den Eltern die Kinder zuführen können, deren Begabung und Neigung gerade ihnen gemäß sind — gegenwärtig ist das nicht der Fall; die Aufnahmeprüfungen der Zehnjährigen für die mittleren und höheren Schulen unterscheiden sich heute kaum. Wahrscheinlich wird der mittlere Bildungsgang bald ein weiteres Schuljahr erfordern, wenn er den besonderen Anforderungen genügen soll, die sich an ihn im Unterschied zur ausgebauten Volksschule richten. Und in den etwa vier Schuljahren, die er dann auch nach einem gemeinsamen Mittelbau noch umfaßt, würde er seine Eigenart noch voll entfalten und die Kinder in Ruhe bis zu dem ihm eigentümlichen Abschluß führen können.

Daß die *Höhere Schule* erhalten bleiben und die Hochschulreife als kennzeichnendes Ziel behalten muß, steht außer Zweifel. Fraglos werden niemals alle in die

unterste Klasse aufgenommenen Schüler die Schule bis zum Abschluß durchlaufen; jede Prognose der Bildungsfähigkeit und -willigkeit wird Fehlerquellen enthalten. Gegenwärtig erreicht aber nur etwa ein Viertel der Sextaner das Abiturium, und das ist ein offenbares Mißverhältnis. Gewiß wird nicht jedes Kind von seinen Eltern ins Gymnasium geschickt, um dort hochschulreif zu werden; oft wird auch heute noch von vornherein nur die „mittlere Reife" angestrebt. Andererseits hat aber längst nicht bei jedem Schüler, der die höhere Schule mit der mittleren Reife verläßt, von vornherein nur diese Absicht gewaltet. Der größere Teil derer, die nicht das Abitur erwerben, besteht aus solchen, die an den Aufgaben der Schule gescheitert sind, und das wiederum bedeutet, wie gesagt, für viele eine deprimierende, oft erst sehr spät oder gar nicht zu verwindende Niederlage; zudem ist dann viel Mühe und Aufwand der Schule und der Eltern vertan.

Wenn man die Anforderungen des Abiturs nicht senken will — heute ist oft zu hören, sie seien schon in kaum erträglichem Maße gesunken —, und zwar nicht senken will, obwohl Westdeutschland nahezu sicher bald sehr viel mehr Abiturienten brauchen wird, als es zur Zeit hat, dann wird es sich empfehlen, die Übergänge zu der Höheren Schule und die Auslese für sie so umzugestalten, daß die Zahl der Fehlentscheidungen sich erheblich verringert und jedes Kind, das begabt genug ist und dessen Eltern den Willen dazu haben, auch wirklich in die Höhere Schule gelangt. Ein gemeinsamer, differenzierender Mittelbau für alle Kinder könnte diese Aufgabe wohl erfüllen. Seine Einführung würde aber bedeuten, daß der gesonderte Weg der höheren Bildung später als bisher beginnt, die Gymnasien also ihre heutige Grundständigkeit aufgeben. England, Schweden, Norwegen, Amerika, Sowjetrußland und Mitteldeutschland sind diesen Weg gegangen; als Ausnahme kennt ihn auch Westdeutschland in den Aufbauschulen (heute „Gymnasien in Kurzform"). Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er sich in Westdeutschland als ausnahmslose Regel durchsetzen wird. Die deutsche Bildungstradition enthält Motive, die es nahelegen, auf einen grundständigen Typ der höheren Schule nicht ganz zu verzichten. Er könnte dann diejenigen Kinder aufnehmen, deren Neigung und Begabung für die Anforderungen dieser Schule schon im zehnten Lebensjahr mit Sicherheit erkennbar sind und deren Eltern die Aufnahme wünschen. Die Erfahrung läßt annehmen, daß es solche Kinder geben wird, daß sie aber nur einen geringen Teil aller Zehnjährigen ausmachen werden. Ihr Unterricht wird dann in besonderem Maße der geschichtlichen Tiefe gerecht werden können, aus der unsere Bildungsgehalte stammen, also vor allem die alten Sprachen pflegen.

Im übrigen wird die „Krypto-Mittelschule", die, wie man wohl sagen kann, heute in den Gymnasien enthalten ist, eigene Beachtung erfordern. Radikal wäre der Versuch, sie herauszulösen; aber das wird bei den gegenlaufenden Elternwünschen nicht leicht gelingen. Wenn es bei Mittelschülern auf den höheren Schulen bleibt, dann werden die Gymnasien es sich künftig wohl angelegen sein lassen müssen, die Bildung dieser Schüler nicht auf dem Wege zum Abitur sozusagen abbrechen zu lassen, sondern ihnen einen Schulabschluß zu verschaffen, der sich voll rechtfertigen läßt.

Hans Bohnenkamp

Anmerkungen: [1]) „Grundständigkeit" im neueren Sinn, d. h. Beginn mit dem fünften Schuljahr. — [2]) Vgl. *Hans Bohnenkamp*, Die Schule in der industriellen Gesellschaft, Zw./DNF. 1958/5, S. 331 ff.

„Damit darf man sich nicht abfinden"

In der diesjährigen Januarnummer (S. 43) gaben wir einen Aufsatz aus der Moskauer Zeitschrift „Partijnaja shisnj" wieder, aus dem hervorgeht, daß der atheistischen Propaganda auch bei der Jugend der Sowjetunion bisher weithin der Erfolg versagt blieb. Das wird bestätigt durch einen Artikel von W. Borisenkow mit dem Titel „Damit darf man sich nicht abfinden" im offiziellen Organ der kommunistischen Jugendorganisation, der *„Komsomoljskaja Prawda"*, den wir deshalb zur Ergänzung hier gekürzt abdrucken, obwohl er schon etwas älteren Datums ist (19. Februar 1957).

„Während einer Abendveranstaltung im Kulturpalast der Bergleute der Stadt Stalino war ich unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs. Alexander Iwanowitsch Swerew, ein älterer Kommunist, wies erstaunt auf die Tanzenden hin und sagte: ‚Sieh mal, Pawlowitsch, erkennst du diese Mädchen? Heute früh kamen sie mit einem Bündel Kerzen nach dem Gottesdienst aus der Kirche.' ‚Ja, das stimmt . . .'

Ich wußte, daß es im Donbass Jungen und Mädchen gibt, die die religiösen Bräuche pflegen und in die Kirche gehen. Aber das Gespräch der Kumpels im Kulturpalast erregte mein besonderes Interesse.

Als ich an einem freien Tag mit meinem Freund durch eines der schmalen Gäßchen der Stadt ging, sahen wir am Eisengittertor der Larinskaja-Kirche viele Menschen stehen. Es waren auch Jugendliche dabei. ‚Immer dasselbe, so oft ich auch herkomme', jammerte ein junger Mann neben uns. ‚Die Trauung sollte um elf Uhr stattfinden. Jetzt ist es bereits zwölf Uhr, und nun kommt wieder eine Taufe dazwischen.'

Im Laufe der Unterhaltung stellte sich heraus, daß er in der ‚Stalin'-Eisenhütte als Gießer arbeitet und gleich nach der Nachtschicht hierher gekommen war. Er sagte: ‚Unlängst habe ich ein Kind taufen lassen, allerdings nicht hier. Vielleicht ist es hier besser, aber in jene Kirche, die ich aufsuchte, wurden zur gleichen Zeit über ein Dutzend Säuglinge gebracht. Die Taufe zog sich in die Länge. Endlich kam auch ich an die Reihe und konnte sehen, ob es meinem Kleinen beschieden ist, am Leben zu bleiben.'

‚Und wie hast du das erfahren?' fragte ich ihn. ‚Ganz einfach: Wir haben Haare in Wachs getaucht.' Mein Freund unterbrach den jungen Mann und fragte: ‚Glaubst du an dies Omen?' ‚Wenn ich dies früher von anderen Leuten gehört hätte, hätte ich es nicht geglaubt, aber heute glaube ich daran. Die Haare des einen Säuglings gehen im Wasser unter, die Haare des anderen aber schwimmen obenauf. Das bedeutet, daß der eine am Leben bleibt, der andere aber sterben muß.'

Da fielen einige ältere Frauen über uns her. Nachdem sie sich erkundigt hatten, ob wir in der Kirche gewesen seien, wollten sie uns überreden, hineinzugehen und zuzuschauen, wie das junge Paar getraut wird. Die Frauen erzählten uns um die Wette, wie die Kirche geschmückt und wie schön das religiöse Zeremoniell sei. Man spürte, daß sie ihre Kirche nicht zum ersten Male lobten. ‚Geniert Euch nicht, schaut doch, es gehen auch Männer hinein', sagten sie. ‚Die Kirche darf jeder betreten. Wollen Sie vielleicht etwas kaufen: eine Kerze, ein Kreuzchen, eine Ikone — geben Sie uns das Geld, wir werden es besorgen. Oder fahren Sie doch auf den Markt, dort können Sie sich alles aussuchen, was Ihr Herz begehrt.'

Auf dem Markte wurden tatsächlich ganz neue Ikonen und andere kirchliche Geräte verkauft. ‚Kauft Kreuze, kauft Kreuze!' hallte die Stimme eines Halbwüchsigen. Einige Leute wühlten in seinem Topf mit Aluminiumkreuzen und suchten sich die schönsten aus. Ich wandte mich an den jugendlichen Verkäufer und fragte: ‚Woher bekommst du sie in diesen Mengen?' ‚Die habe ich selbst gemacht', sagte er stolz und mit einem verschmitzten Lächeln. Sein Äußeres bot ein schmutziges Bild, aber der Handel florierte.

Das hier angeführte Beispiel zeugt — wie noch viele andere — davon, daß die Diener der Kirche und Anhänger religiöser Sekten auf die junge Generation nicht verzichten. Im Gegenteil: mit Arbeitsmethoden, die sie geschickt den jetzigen Verhältnissen angepaßt haben, ringen sie wieder stärker um Herzen und Sinne der Jungen und Mädchen.

Nehmen wir beispielsweise die religiösen Feiertage. Ihre Vorbereitung und Durchführung wird ausgiebig dazu benutzt, um die Jugend der Kirche nahezubringend . . . ."

„Die Anhänger der religiösen Bekenntnisse lassen nicht ein einziges wichtiges Er-

eignis im Leben eines Menschen außer acht. Trauung, Geburt eines Kindes, der Tod der Angehörigen, materielle Schwierigkeiten usw., alles dies benutzen sie, um sich in die Seelen der Menschen einzuschleichen und auf die Jugend einzuwirken.

Wir behaupten heute, die Kirche und die Sekten hätten ihre Einstellung zum Sowjetstaat geändert. Das stimmt zwar, bedeutet aber selbstverständlich nicht, daß die religiösen Ideologien unserer Gesellschaft keinen Schaden zufügen ...."

„Die Komsomolorganisationen von Stalino hatten versucht, sich gegen den Einfluß der Kirche auf die Jugend zu wehren. Aber sie hatten es ungeschickt angefangen, mit völlig falschen Methoden, die längst verpönt sind. Zu Ostern versammelten sich 15 Komsomolzen des Rayons Stalino-Sawodsk. Sie schleppten einen Plattenspieler zur Kirche, spielten während des Gottesdienstes Scherzlieder und tanzten dazu. Ein Angehöriger der Miliz forderte sie auf, sich zu entfernen. Statt nun ernstlich über ihre Arbeit nachzudenken und die Ursachen aufzuspüren, die der Verbreitung des religiösen Einflusses auf einzelne Jungen und Mädchen Vorschub leisten, und statt nach elastischeren Formen der atheistischen Propaganda zu suchen, haben die Komsomolzen nach den ersten mißlungenen Schritten die Waffen gestreckt und sich zurückgezogen.

Und wo bleibt das Stadtkomitee [des kommunistischen Jugend-Verbandes]? Warum stellte es sich nicht an die Spitze des Kampfes der Komsomolzen gegen den religiösen Aberglauben? Man habe es aufgegeben, der Sache keine Bedeutung beigemessen, sie aus dem Blickfeld verloren, sagte der Agitprop-Sekretär des Stadtkomitees, Genosse Soroka. Auch im Gebietskomitee des Komsomol spürt man die Sorglosigkeit im Kampf gegen die religiösen Ideologien.

Als ich den Mitarbeitern des Gebietskomitees des Komsomol meine Absicht mitteilte, in der ‚Komsomoljskaja Prawda' einen Artikel zu veröffentlichen, sagten sie einmütig: ‚Sie müssen unbedingt die Mitarbeit der Gebietsjugendzeitung ‚Komsomolez Donbassa' erwähnen. Vielleicht rühren sie sich dann, denn sie sitzen wie ‚in Abrahams Schoß' und haben Angst, auch nur ein Sterbenswörtchen gegen die Religion zu sagen.'

Wieviele Bitten werden jedesmal, wenn die Sprache darauf kommt, daß die wissenschaftlich-atheistische Propaganda unter der heranwachsenden Jugend verstärkt werden soll, an das Kulturministerium der UdSSR, den Sowjetischen Schriftstellerverband, an das Komitee für Rundfunkinformationen und die Allunionsgesellschaft zur Verbreitung politischer und wissenschaftlicher Kenntnisse gerichtet? Hören diejenigen, an die sie gerichtet sind, was ihnen die Jugend vorschlägt? Wir sind überzeugt, daß sie es hören. Dann ist aber unklar, warum sie so lange schweigen."

Das Auge der Kamera

Die bedeutende amerikanische Zeitschrift für Politik und Literatur *„The Atlantic"* druckt in einer Artikelserie über die Kommunikationsmittel im Massenzeitalter aus dem Buch „Faces of Destiny" eine Auswahl von Porträtaufnahmen ab, die einer der bekanntesten Fotografen der Welt von berühmten Männern der Zeit gemacht hat. Im folgenden Beitrag erzählt Yousuf Karsh, wie es zu seiner Fotostudie Albert Schweitzers kam.

„Die Legende von Albert Schweitzer ist so allgemein bekannt und der Mann hinter dieser Legende so groß, daß ich mich ihm mit dem Gefühl völliger Unzulänglichkeit näherte. Wie sollte ich den Zugang zu einer so komplexen Persönlichkeit finden, einem Meister so vieler Künste, einem Forscher der Welt, der doch die Welt hinter sich ließ, um allein die Kunst des Heilens im afrikanischen Dschungel auszuüben? Wie konnte ich ihn darstellen?

Ich hatte lange Zeit gebraucht, um mit dem ‚Grand Docteur' in Kontakt zu kommen. Mehrere Jahre wußte ich nicht, ob es je möglich sein würde, sein Haus und sein Hospital in Lambarene aufzusuchen. Aber zu meinem Glück befand ich mich gerade in Frankreich, als er seinen Heimatort Gunsbach im Elsaß besuchte, bevor er nach Schweden ging, um den Nobelpreis in Empfang zu nehmen. Die notwendigen Vereinbarungen für unser Treffen wurden rasch von ihm gebilligt. Zur verabredeten Zeit führte mich Madame Martin, die Schweitzers verschiedene Interessen in Europa wahrnimmt, ohne alle Förmlichkeiten in ein schmales Studierzimmer. ‚Da ist der Doktor', sagte sie nur.

Wenn man sämtliche Bücher Schweitzers gelesen und ihn lange aus der Entfernung bewundert hat, fürchtet man, daß der wirkliche Mensch weit hinter der Vorstellung zurückbleiben wird, die man sich von ihm gemacht hat. Mit Schweitzer ist dem nicht

so. Obwohl er gar nicht versuchte, Eindruck auf mich zu machen, fühlte ich, wie jeder, der ihm begegnet, sofort die Gegenwart einer unendlichen Weisheit, die ihrer äußersten Einfachheit wegen nur um so stärker wirkt. Von Anfang an war ich von der Kraft dieses Mannes fasziniert, sich vollständig auf das zu konzentrieren, was gerade zur Hand ist. Während ich meine Lichter, Filme und andere Geräte wechselte, ging er zu seinen Aufzeichnungen zurück, als wäre er allein im Raum, um mir dann, als ich fertig war, seine volle Aufmerksamkeit zu widmen.

Tausend Fragen lagen mir auf der Zunge, und der Gedanke quälte mich, daß ich nicht die Zeit haben würde, auch nur einen Bruchteil von ihnen zu stellen. ‚Was', fragte ich also aufs Geratewohl, ‚denken die afrikanischen Eingeborenen von westlicher Musik?' ‚Eingeborene', antwortete er, ‚denken überhaupt nicht. Und wenn sie denken, dann geschieht es nur, um herauszufinden, mit wie wenig Arbeit sie durchkommen können.' (Während er das sagte, lächelte er still und duldsam in sich hinein.)

Ja, aber wie reagierten die Eingeborenen, wenn sie von den Kriegen in der Welt des weißen Mannes hörten? ‚Sie haben keine Ahnung davon', sagte er, ‚was das bedeutet: Krieg. Ihre erste Reaktion ist die Frage: warum setzen sie sich nicht zusammen und versuchen, den Streit beizulegen? Sehen Sie, in ihrem Lande macht man es auf diese Art. Aber da nun die weißen Männer einmal kämpfen, wollen sie wissen, ob mehr als zehn Krieger dabei getötet wurden. Mehr als zehn Leute in einer Schlacht zu verlieren, ist für sie eine große Katastrophe.'

Die ganze Zeit über beobachtete ich Schweitzer genau, besonders seine Hände, denn sie sagen oft mehr aus als ein Gesicht. Sie waren die Hände eines Musikers und eines Heilenden. Ich hätte ihn gern mit einigen Büchern in der Hand fotografiert, vor allem mit einem Bachalbum, aber er protestierte. Bachs Musik für ein solches Vorhaben zu benützen wäre wie ‚choucroute garni'. Mit einem scheuen Lächeln brachte er einige seiner eigenen Bücher. Und dann offenbarte er eine sehr menschliche Seite, ein kleines Bekenntnis der Eitelkeit, als er sich weigerte, sich mit der Brille aufnehmen zu lassen. ‚Sie macht mich zu alt', sagte er.

Ich beabsichtigte nicht, ein Bild zu machen, wie Schweitzer es vielleicht wünschte, sondern ihn womöglich einzufangen, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Dann vielleicht würde meine Kamera einige der Eigenschaften offenbaren, die ihn zu dem großen Arzt, Musiker, Philosophen, Humanisten, Theologen und Schriftsteller gemacht haben. Das ... Bild wurde in einem Augenblick der Meditation aufgenommen, als Schweitzer dachte, ich sei mit meiner Kamera beschäftigt. Ich habe ihn mit Überlegung betrogen, aber er wird es mir vergeben. Das ist ein Mann, der vergibt.

Ich dachte an diesen Instinkt der Toleranz und den beinah christushaften Dienst, den er den afrikanischen Eingeborenen leistet, als ich ihn fragte, wie er meinte, daß Christus aufgenommen würde, wenn er in unserer Zeit erschiene. Schweitzer sah mich an und erwiderte mit seiner ruhigen Stimme: ‚Die Leute würden ihn überhaupt nicht verstehen.'

Welches betrachtete dann er, Schweitzer, als das wichtigste der zehn Gebote? Schweitzer dachte über diese Frage längere Zeit nach, das granitne Gesicht von innen erleuchtet, während der Mensch hinter der Legende plötzlich sichtbar wurde. ‚Christus', sagte er dann, ‚gab nur ein Gebot. Und das war Liebe.'"

Der Alkoholismus als Wirtschaftsproblem

Da der steigende Alkoholkonsum die Arbeitsleistung herabdrückt, bemüht sich die Industrie in den USA seit einiger Zeit, aus geschäftlichen und menschlichen Gründen gegen ihn anzukämpfen. Darüber berichtet die amerikanische Wochenzeitschrift *„Time"* in ihrer Nummer vom 23. 12. 1957.

„Mehr als zwei Millionen amerikanische Arbeiter sind entweder Alkoholiker oder trinken, weil sie irgendwelche Probleme haben. Im vorigen Jahr kosteten sie die amerikanische Industrie mehr als eine Billion Dollar und 13 Millionen Arbeitsstunden. Dieser Schaden wurde durch Fernbleiben von der Arbeit (Durchschnitt: 22 Tage), langsameres Arbeitstempo, Ungeschicklichkeit, Unfälle und das Ausscheiden geschulten Personals verursacht. Die Zeit ist vorbei, wo die Industrie solche Arbeiter ermittelte, um sie dann hinauszuwerfen. Heute hat der Chef zwar immer noch ein waches Auge auf den Gewohnheitstrinker, aber eher, um ihm zu helfen, als um ihm zu kündigen. Ausgerüstet mit einem neuen Verständnis

des Alkoholismus als einer geistigen Krankheit — und angesichts des allenthalben spürbaren Mangels an geschulten Arbeitern — versuchen immer mehr Gesellschaften, den Gewohnheitstrinker für die produktive Arbeit zurückzugewinnen.

Früher konnte man nicht auf eine Lösung dieses Problems hinarbeiten. Denn viele Gesellschaften wollten einfach nicht zugeben, daß sie hier vor einem Problem standen, weil sie fürchteten, daß ein Hilfsprogramm für Alkoholiker ihre Gesellschaft als ein Heim für Trunkenbolde erscheinen ließe. Aber nun haben viele große Firmen der Industrie mutig ein Beispiel gegeben, indem sie entweder selbständig vorgingen oder gemeinsam mit anderen Gesellschaften ähnliche Kliniken errichteten, wie Staat und Gemeinden sie unterhalten. New Yorks Consolidated Edison Company ist eine der Pioniergesellschaften. Sie nahm die Kosten auf sich, eine Beratungsklinik an der Medizinischen Klinik der New Yorker Universität einzurichten, der sich bisher dreizehn andere Gesellschaften . . . anschlossen. Du Pont, Eastman, Kodak, Allis-Chalmers und Boeing Airplane haben ausgezeichnete und umfassende eigene Einrichtungen, um ihre Trinker zu heilen. Zahlreiche andere Gesellschaften treiben inoffizielle Fürsorge oder weisen ihre Arbeiter an auswärtige Kliniken, in die Hände von Psychiatern oder anderen Organisationen, die den Kampf gegen den Alkoholismus aufgenommen haben . . .

Nicht dem Gelegenheitstrinker wollen diese Gesellschaften helfen, sondern dem Arbeiter, dessen berufliche Leistung unter dem Trinken leidet. ‚Sie müssen sich davor hüten', sagt Dr. Harold Vonachen, der Chef der medizinischen Abteilung von Capillar's Tractor Company, ‚das soziale Phänomen der Martinis vor dem Essen zu behandeln, oder des einen Glases zuviel am Sonntagabend.' Um diejenigen zu entdecken, denen das rechte Maß des Alkoholgenusses wirklich Schwierigkeiten macht — diese sind bei den höheren Angestellten dieselben wie beim Maschinisten —, schulen die Gesellschaften Überwachungspersonal und lehren es, auf welche Anzeichen es zu achten hat, z. B. auf häufige Abwesenheit (die gewöhnlich am Montag beginnt), gereiztes Wesen, schlampige Erscheinung. Man klärt das Überwachungspersonal darüber auf, daß man einem Trinker keinen Dienst erweist, wenn man ihn deckt.

Diese Anstrengungen zahlen sich für den Arbeitgeber ganz hübsch aus. Die meisten früheren Trinker sind so dankbar für die Hilfe, die sie erfahren, daß sie sehr gute Arbeiter werden, wenn sie an ihre Arbeit zurückkehren. Oft bilden sie Beratungsgruppen oder werden zu persönlichen Missionaren für die anderen Trinker der Gesellschaft. Die Firma Allis-Chalmers hat ihre Entlassungsquote von Alkoholikern von 95 Prozent auf 8 Prozent gesenkt, seit sie im Jahre 1946 mit den Hilfsmaßnahmen begann, und hat in derselben Zeit die Abwesenheitsrate bei den Behandelten von 8 Prozent auf 3 Prozent gesenkt — womit sie niedriger ist als im Fabrikdurchschnitt. Wenn man sieht, wie viele Arbeitsstunden damit gespart werden, und hinzunimmt, daß die Fürsorge der Gesellschaft für den ‚Problemtrinker' wenig kostet, versteht man, daß viele Gesellschaften die Hilfe für den Alkoholiker nicht nur für menschlich, sondern auch für gewinnbringend ansehen. Deshalb sagt Henry Mielcarek, Manager für die Angestelltendienste bei Allis-Chalmers: ‚Wir könnten es uns gar nicht leisten, keine Hilfsmaßnahmen für Alkoholiker zu treffen.' Er schätzt, daß sie der Gesellschaft mindestens 80 000 Dollar im Jahr allein an Kosten für Abwesenheit sparen.

Trotzdem behauptet ein Mitglied der staatlichen Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus im Staate Colorado, ‚daß viele Industriezweige entweder das Problem des Alkoholismus in ihren eigenen Fabriken noch nicht wahrgenommen haben oder nicht willens sind, es als solches anzuerkennen.' Aber viele Gesellschaften beginnen es zu ahnen, daß eine solche Haltung nicht nur den Problemtrinker auf seinem Wege ermutigt, sondern auch der Gesellschaft selbst Schaden zufügt. Die beste Art und Weise, die Kosten und die Verschwendung durch Trunksucht zu vermeiden, ist es, sich dem Problem zu stellen. Mrs. Elisabeth D. Whitney, geschäftsführender Direktor des Bostoner Komitees gegen den Alkoholismus, formuliert das in folgender Form: ‚Wir fühlen uns in unserm Kampf durch das allmähliche Erwachen von Geschäftswelt und Industrie bestärkt. Man wird sich immer mehr der Tatsache bewußt, daß der Kampf gegen den Alkoholismus jedermanns Geschäft ist und insbesondere das der Leute, die Geschäfte machen.'"

Afrika ist groß

A. E. Johann, Groß ist Afrika. Europas dunkle Schwester. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh 1957, 400 S., 14,80 DM. — *Gunnar Helander*, Großstadtneger. Aus dem Schwedischen übersetzt von Cath. Andresen. Verlag Ernst Kaufmann, Lahr 1957, 261 S., Ln. 9,80 DM. — *Janheinz Jahn*, Schwarze Ballade. Moderne afrikanische Erzähler beider Hemisphären. Eugen Diederichs-Verlag, Düsseldorf-Köln 1957, 244 S., 14,50 DM. — *Paul White*, Doktor von Tanganyika. R. Brockhaus-Verlag, Wuppertal 1957, 237 S., 13,80 DM. — *Hans Jenny*, Äthiopien. Land im Aufbruch. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1957, 268 S., 18,50 DM.

Das Buch von *Johann* ist überaus reich ausgestattet, mit vielen Bildtafeln, Textzeichnungen und Landkarten. Zum Schluß enthält es ein kleines afrikanisches Lexikon mit über 600 Stichworten, das von dem Geographen des Verlags, W. Lenz, zusammengestellt ist. „Groß ist Afrika" — Johann legte im Jahre 1955 50 000 Kilometer mit seinem Auto zurück. Hauptleitpunkt seiner Ausführungen ist der Gedanke, daß eine Partnerschaft Europa—Afrika nur dann möglich ist, wenn es zu einer Partnerschaft zwischen weißen und schwarzen *Menschen* kommt.

Den Kongo-Staat nennt er ein „Meisterstück einer aufgeklärten und modernen Kolonialverwaltung" (S. 21). Freilich ist das Gebiet nur den Kongo entlang und im Industriegebiet Kantanga erschlossen. Belgien hat es leicht, zu regieren, da im Kongo-Staat keine großen Völker wohnen und die soziale und politische Ordnung der zahlreichen Stämme noch unentwickelt ist. Aber man ist doch verblüfft, wenn es heißt: „Kein Schwarzer, der in Belgien gewesen ist, darf nach dem Kongo-Staat zurück" (S. 22). Und ein Engländer sagt, dieser Staat sei „eine Ausbeutungsplantage von ein paar riesengroßen Aktiengesellschaften" (S. 35). Immerhin sind dem Schwarzen entsprechend seiner Bildung Möglichkeiten des Aufstiegs geboten: „Weiß ist, wer was kann."

„Viel menschlicher" geht es nach Johann in den portugiesischen Kolonien oder besser den portugiesischen „Provinzen" Angola und Mosambique zu, allerdings „ohne logische Konsequenz der Handlung und Erziehungspolitik". Die Romanen kennen nicht das Rasseabstandsbewußtsein der nordeuropäischen Völker. Und so wird der Schwarze echter „vollgültiger Portugiese", wenn er die portugiesische Schrift und Sprache beherrscht und einen Beruf in europäischem Sinne ausübt (S. 52 f.). Wirkt sich hier eine jahrhundertealte Kolonialerfahrung aus? Aber man wird Bedenken nicht los, wenn man an das Rassegemisch des einst portugiesischen Brasiliens denkt.

Von Südwestafrika schildert Johann ausführlich die römische Mission im Ovamboland, während er mit keinem Wort die Rheinische Mission erwähnt, die doch für das Land eine eminente Bedeutung hat. Auch von Südafrika wird uns ein Bild gezeigt mit der Unterschrift: „Zahlreiche Schwarze werden zu katholischen Priestern geweiht", obwohl die evangelische Mission für das Land sehr viel mehr bedeutet. Selbstverständlich hören wir auch von der „Apartheid", über die man nicht urteilen darf, ohne zu wissen, daß die Fragen in Südafrika ganz besonders liegen. In Rhodesien dagegen, wo man vorsichtig versucht, eine „Kolonialpolitik ohne Vorurteile" zu treiben, gehört die Partnerschaft zwischen den Rassen zu den „Grundsätzen der Verfassung". Den Afrikanern stehen alle Möglichkeiten im privaten und öffentlichen Leben offen, sobald sie die üblichen Voraussetzungen dafür erfüllen (S. 246 f.). Man will ihnen helfen, daß sie „in ihrer neuen Welt heimisch werden, die der weißen ähnlich ist und sich in allen wesentlichen Fragen an sie orientiert" (S. 267 f.).

Wenn Johann schließlich in Äthiopien nur einen Zustand der Korruption und Mißwirtschaft einer allein regierenden Minderheit findet, die die Bauernschaft schonungslos ausbeutet und die unterdrückten Völker zur Unzufriedenheit reizt (S. 316), so hat man den Eindruck, daß er diesem Lande nicht gerecht wird. Aber alles in allem will er dartun, „daß, von Südafrika abgesehen, sich alle Regierenden darüber im klaren sind, daß dem alten Herr-Diener-Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz nur noch wenig Zukunft beschieden ist ... Die Afrikaner wollen weiß werden, und die vorliegenden Aufgaben sind nur in der Gemeinschaft zwischen Weiß und Schwarz zu lösen" (S. 335/337).

Der schwedische Missionar *Gunnar Helander* nennt sein Buch „Großstadtneger" einen „Roman". Was wir über das Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz in Südafrika lesen, erschüttert uns tief und erinnert an Alan Paton. „Niemand war in der Lage, die Befolgung der Rassegesetze durchzusetzen, ohne seine Seele zu verhärten ... Die Polizei aber kennt keine Spur von Humor und Toleranz oder teilnahmsvoller Überlegung, ob die Gegenpartei nicht manchmal im Recht sei. Und die schwarzen Führer verbohrten sich immer tiefer in ihren Haß gegen die Herrschenden" (S. 7 und 11). Wohl erkennen auch einzelne Weiße, wie fragwürdig der Grundsatz „keine Gleichstellung mit Negern" ist und daß die Neger mit Recht zu fragen beginnen, weshalb ausgerechnet *sie* dienen und gehorchen sollen. Aber denen, die bekennen: „Wir wollen die Hautfarbe vergessen, wir wollen bloß Menschen sein und gemeinsam zum Besten des Landes wirken", wird leicht von beiden Seiten vorgeworfen, sie seien feige Verräter und besorgten die Geschäfte des Gegners. „Die beharrlichsten Befürworter der Zusammenarbeit sind die weißen Missionare und schwarzen Pastoren." Obwohl keine südafrikanische Regierung mehr für die Neger getan hat als das die „Apartheid" vertretende nationalistische Regime, sind die gegenwärtigen Zustände offensichtlich unhaltbar.

Jahn, der uns schon früher mit der Lyrik afrikanischer Völker bekannt machte (s. „Zeitwende" 1956/4, S. 279 f.), hat nun auch Negerballaden schwarzer Schriftsteller gesammelt, die bereits einen Namen haben. Sind diese schwarzen Gebildeten „Vorboten einer afrikanischen Renaissance"? Ist die alte afrikanische Kultur wieder aufzuwecken oder sind die Bewußtseinsrudimente einer verschütteten Vergangenheit nicht tragfähig genug? In diesen Geschichten finden wir starke Unmittelbarkeit des Gefühls, einen Sinn für Rhythmus, die Neigung zu Symbolen und auch zur Metaphysik. Ihrem Gehalt nach sind die Erzählungen sehr verschieden, manche aber sind von erschütternder Tiefe. Merkwürdigerweise fallen die Beiträge der Afrikaner gegenüber denen der amerikanischen Neger stark ab. Den Schluß des Buches bildet ein Beitrag des Senegambiers Professor Senghor, Universitätsprofessor für Latein und Griechisch in Frankreich, der auch im Kabinett Faure Minister und Mitglied der Unesco und der beratenden Versammlung des Europarates war, über den „Geist der negroiden afrikanischen Kultur" (S. 209 ff.). Senghor spricht über die Psychologie der Neger, ihre Sensibilität und die Macht ihrer Emotion: „Was den Neger ergreift, ist weniger die Erscheinung des Objektes als seine tiefere Wirklichkeit, seine Überwirklichkeit, weniger sein Zeichen als sein Sinn." So entwickelt er eine „existentielle Ontologie" der Neger (S. 214). Aber ob hier nicht doch ein ganz primitiver Panpsychismus vorliegt, ein Allbeseelungsglaube und eine magische Auffassung der Vorgänge des Lebens? Das Persönlichkeitsbewußtsein des Afrikaners ist ja noch unentwickelt; deshalb ist seine Kunst auch heute noch „funktionell" und „kollektiv" (S. 219 f.).

Withe schildert den Aufbau eines missionsärztlichen Werkes des CMS (Church Mission Society) in Tanganyika und zeigt, wie die ärztliche Mission in der primitiven Welt des Negers ungewollt evangelistisch wirkt. Er geht nicht darauf ein, daß inzwischen neben den Hospitälern der Mission auch solche der Regierung entstanden sind. Damit aber ist die Frage nach dem letzten Sinn der ärztlichen Mission gestellt. Wie verhalten sich Humanität und Verkündigungsdienst zueinander? Wenn Mission ein Nebeneinander von Dienst der Verkündigung und Dienst der Liebe ist, kann die Frage nach dem Sinn der ärztlichen Mission nur von der *Persönlichkeit* des Missionsarbeiters aus gelöst werden. Das wird uns auch aus diesem Buch deutlich, dessen Verfasser von einem unbedingten Vertrauen zu Gott beseelt und mit einem unverwüstlichen Humor begabt ist.

Ein ganz anderes Bild von Äthiopien, als Johann es zeichnete, erhalten wir durch das reich illustrierte Buch von *Jenny*, zu dem der Orientalist und Äthiopien-Forscher Professor Enno Littmann das Vorwort schrieb. Äthiopien war lange „Afrikas vergessenes Land" (S. 11). Heute steht es in dem hellen Licht der Weltgeschichte. Man kann es einen „Feudalstaat im Umbruch" nennen. „Wird es den Völkern Afrikas den dritten Weg zeigen, eine friedliche Sozialreform unter Wahrung seiner Tradition und eine . . . fruchtbare Zusammenarbeit mit den Industrie-Nationen?" (S. 16). Haile Selassi ist der 225. Kaiser der Salomoniden-Dynastie, die ihren Ursprung auf Salomo zurückführt, und betrachtet sich selbst „als den regierenden Monarchen der ältesten

christlichen Nation der Welt" (S. 21). Tatsächlich wurde das Christentum im vierten Jahrhundert eingeführt. Wohl ist es in seinen Formen erstarrt, aber die Kirche ist noch heute die Grundlage des äthiopischen Staatsgefüges. Das gibt dem Land sozusagen den Charakter einer Theokratie. Immer hat sich Äthiopien vor der islamischen Flut bewahrt (S. 101). Seine eigene kulturelle Linie — die Äthiopier haben auch eine eigene Schrift erfunden — verdankt es dem Christentum. Als die Italiener 1895 von den Äthiopiern geschlagen wurden (S. 54), erklärte der damalige Kaiser Menelik, den Jenny einen „schwarzen Bismarck" nennt: „Wenn die Europäer glauben, daß sie Afrika unter sich aufteilen können, dann müssen sie sich darüber klar sein, daß auch Äthiopien seinen Anteil begehrt" (S. 55). Doch heute ist nach Jenny das Herrschervolk der Amharen verbraucht. Die von den Portugiesen eingeschleppte Syphilis und die immerfort währenden Kriege haben dieses Volk um seine geistigen Kräfte gebracht, und das in einer Zeit, in der der Sprung in die Moderne vollzogen werden muß. Aber Kaiser Haile Selassi hat es verstanden, im guten Sinne die Macht des Staates in seiner Hand zu vereinen, so daß die alten Stammesfürsten immer mehr an Macht verlieren. Der Kaiser weiß auch, daß die Zukunft des äthiopischen Vielvölkerstaates auf weite Sicht nur durch die Gleichstellung der Minderheitsvölker gesichert ist (S. 175). Immerhin sind die Amharen diplomatisch sehr begabt. Sie haben es verstanden, sich nie dauernd mit einer ausländischen Macht zu verbinden, aber mit allen in reservierter Freundschaft zu leben (S. 257). Sie haben die Europäer auch nicht für „weiße Götter" gehalten (S. 245). Wird der Kaiser sein Werk ungestört weiterführen können, durch das „Äthiopien zu einem Staat geworden ist, der auf eigenartige Weise den Sprung über Jahrtausende hinweg vollzieht und neben den modernen Reformen alte Tradition wahrt, der moderner Technik neben primitiver Produktion Geltung verschafft und in die absolute Monarchie das Symbol demokratischer Regierungsformen einbaut" (S. 177)? —

Fürwahr, Afrika ist groß; die Situation in diesem Erdteil ist überaus vielfältig. Was wird die Zukunft bringen? Das dürfte davon abhängen, ob wir die uns gestellte Menschheitsaufgabe erkennen.

Gerhard Jasper

Amerikas Konflikt

Foster Rhea Dulles, Amerikas Weg zur Weltmacht 1898—1956. Deutsch von Irmgard Kühne. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1957, 318 S., zwei Karten, Ln. 16,80 DM.

Die Geschichte des Aufstiegs der Vereinigten Staaten zur Weltmacht erscheint in der Darstellung des Historikers Foster Rhea Dulles als die Geschichte eines widerwillig und unter ständigen Konflikten zugestandenen Abschieds von dem politischen Vermächtnis der Väter der amerikanischen Demokratie und Unabhängigkeit. Ihr Testament, in dessen Mittelpunkt George Washingtons berühmte Abschiedsbotschaft steht, ist bis zum heutigen Tage der Ausgangspunkt für alles außenpolitische Denken in den Vereinigten Staaten. Etwas vereinfacht lautet es: Hütet euch vor Verwicklungen in die Angelegenheiten des intriganten Europa und vermeidet einengende Bündnisse! — Macht Amerika statt dessen zu einer moralischen Großmacht, zu einem Hort der Freiheit und zu einer Zuflucht für die Unterdrückten!

Sich auf dieses Testament zu berufen, ist amerikanisch und national im besten Sinne und macht nahezu unangreifbar. Nur kann man sich auf zweierlei Weise darauf berufen: man kann dem nationalen Selbstinteresse den Vorzug geben unter der Devise „Haltet euch heraus", oder man kann die moralische Verpflichtung Amerikas für die ganze Welt betonen und sagen: werft Amerika in die Waagschale des Weltgeschehens, auch wenn es für euch selbst Opfer und Gefahren bringt.

Foster Rhea Dulles schildert die Geschichte der Vereinigten Staaten in den letzten sechzig Jahren im Hinblick darauf, wie in den verschiedenen außenpolitischen Entscheidungen die eine oder die andere „Auslegung" sich durchgesetzt hat: in der imperialistischen Politik Theodore Roosevelts, dann 1917, bei der Absage des amerikanischen Volkes an Wilson und seinen Gedanken der kollektiven Sicherheit, beim Eintritt in den zweiten Weltkrieg und bei den Entscheidungen nach 1945 — um nur einige weltpolitische Höhepunkte zu nennen. Dabei erscheint der Aufstieg Amerikas zur Weltmacht als geradezu zwangsläufige Folge der in der inneren Auseinandersetzung zwischen Isolationisten und Internationalisten getroffenen Entscheidungen. Da diese Entscheidungen im Laufe der Zeit immer häufiger zugunsten des internationalen Engagements fielen, mußte Amerika dank seinem materiel-

len Schwergewicht wie von selbst Großmacht, ja Übermacht werden. 1918 wurde das jedem in der eindrucksvollsten Weise klar — nur Hitler nicht. Die folgenden vierzig Jahre waren dann gekennzeichnet durch die Möglichkeit Amerikas, nicht nur Weltmacht, sondern nahezu Weltherrschaft auszuüben. Daß es nicht dazu kam, liegt zu einem guten Teil am Fortdauern des Konflikts um die Auslegung des „Testaments", jenes Konflikts, der Amerika bei allen seinen politischen Fehlern, bei seinem zeitweise christlich verbrämten Imperialismus, bei seiner Flucht vor weltpolitischer Verantwortung und was es auch sei, im Grunde glaubwürdig bleiben läßt; denn in ihm kommt bei jeder Entscheidung „das andere Amerika" zu Wort (was das bedeutet, können wir, die wir von der einstigen Existenz eines „anderen Deutschland" leben, am besten beurteilen).

Diese inneramerikanische Auseinandersetzung, deren Front quer durch die klassischen Parteien läuft, auch wenn im großen und ganzen die Demokraten mehr internationalistisch, die Republikaner mehr isolationistisch orientiert sind, ist keineswegs endgültig entschieden. Amerika bleibt die „nation of conflict", wie die Amerikaner selbst nicht ohne Stolz sagen, auch wenn es im Augenblick so scheint, als sei der Isolationismus aufgegeben und Amerika endgültig zur kollektiven Sicherheit bekehrt. Der einflußreiche Publizist Walter Lippmann erinnert zuweilen den Demokraten Stevenson ebenso wie den republikanischen Staatssekretär Dulles daran, daß das amerikanische Selbstinteresse Ausgangspunkt aller Politik zu sein habe, und der Präsident beteuert in seinen Botschaften an den Kongreß immer wieder, daß man Auslandshilfe und kollektive Sicherheitsverpflichtungen ja nicht nur aus idealistisch-moralischen Überlegungen heraus eingehe, sondern weil bei der augenblicklichen Weltlage durch diese Maßnahmen der amerikanischen Sicherheit, also dem Selbstinteresse, am besten gedient sei. Der Isolationismus ist keineswegs überwunden, wie man immer häufiger hört, sondern er ist nur still, weil er seine Wünsche im Augenblick bei einer internationalistischen Außenpolitik am besten aufgehoben sieht.

Da der Konflikt die ganze amerikanische Geschichte als eigentliches Grundthema durchzieht, gibt es — wenigstens in der außenpolitischen Geschichte — keine eindeutig abgeschlossenen Epochen, die der Historiker betrachten könnte, ohne auf Strukturen zu stoßen, die denen grundsätzlich gleich sind, mit denen er es als Zeitgenosse der Gegenwart zu tun hat. Der amerikanische Historiker ist deshalb weit stärker engagiert als der europäische. Auch Foster Rhea Dulles läßt spüren, daß er ein „liberal" ist. Er steht in einem kritischen Abstand über den Parteien, aber seine Sympathien gehören doch eher den Demokraten (er ist mit dem Staatssekretär in jeder Hinsicht nur sehr entfernt verwandt), und er ist ein Gegner des Isolationismus. Davon wird seine „Geistesgeschichte" des amerikanischen Weges zur Weltmacht selbstverständlich noch keine Parteischrift. Es ist ein Werk von untadeliger Wissenschaftlichkeit bis eben zu jener Grenze, wo der Historiker Sympathien und Antipathien an seinen Gegenstand heranträgt, aus dem sich die eigene Gegenwart entwickelt hat.

Dulles betrachtet die amerikanische Geschichte mit jenem erfrischenden Freimut, der nicht durch nationale Pietät oder gar vom Stolz auf die erreichte Macht getrübt ist, als Moralist und Kritiker. Es sind jene Gaben, deretwegen Amerikas „Liberale" wirklich liebenswert sind. Das Buch bietet einen sorgfältig und geschickt ausgewählten Apparat von Anmerkungen und bibliographischen Hinweisen und läßt sich als Einführung in die neuere amerikanische Geschichte und das außenpolitische Denken der Vereinigten Staaten sehr empfehlen.

Christian Schütze

Zweimal Europa

Henri Pirenne, Geschichte Europas von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Ins Deutsche übertragen von Wolfgang Hirsch. S. Fischer-Verlag, Frankfurt/Main-Berlin 1956, 575 S., 28,50 DM. — *Hellmuth Rößler*, Europa im Zeitalter von Renaissance, Reformation und Gegenreformation 1450 bis 1650 (Weltgeschichte in Einzeldarstellungen IV). Verlag F. Bruckmann, München 1956, XVI, 719 S., 28,— DM.

Im Lager Holzminden hat der im ersten Weltkrieg internierte belgische Wirtschaftshistoriker Henri *Pirenne* Vorlesungen vor Lagergenossen gehalten, die er auf Anregung seiner russischen Hörer in seinem letzten Haftort Creuzburg an der Werra ohne Bücherhilfen zu einer großlinigen „Geschichte Europas" (bis rund 1550) verarbei-

tete. Ohne daß er diese Blätter nach Kriegsende nochmals in die Hand genommen oder ein anderer sie überarbeitet hätte, veröffentlichte sie sein Sohn Jaques 1936, zwanzig Jahre nach der Niederschrift, aus seinem Nachlaß. Das Buch wurde in der deutschen Fachwelt kritisch aufgenommen. Die damalige Anzeige von W. Kienast in der Historischen Zeitschrift Band 157 (1938, S. 527—37) gipfelt in dem Fazit: ein stolzer Wurf, der mißlang, aber ein Wurf, der trotz allem die Klaue des Löwen zeigt! Die deutsche Übersetzung, die jetzt nach weiteren zwanzig Jahren herauskam, berichtigt immerhin die damals beanstandeten sachlichen Versehen und Schnitzer, tastet aber sonst jenen kriegsbedingten Urtext nicht weiter an und verzichtet auch darauf, ihn auf den heutigen Forschungsstand zu bringen.

Damit ist zugleich ausgesprochen, bis zu welcher Grenze das Buch den Lesern dieser Zeitschrift empfohlen werden kann: Indem es aus reichster Sachkenntnis und Gedankenfülle einen Überblick über 1200 Jahre europäischer Geschichte vom Standpunkt eines liberalen Katholiken und in der Sicht des Romanentums gibt, zwingt es den deutschen Leser, die tatsächliche Rolle des germanisch-deutschen Faktors für die Entwicklung Europas in einem heilsamen Nachdenken zu überprüfen; dabei wird man — nach den neuerlichen Belastungen des deutsch-belgischen Verhältnisses im Zweiten Weltkrieg doppelt bereitwillig — die öfters durchbrechenden antihabsburgischen und antipreußischen Töne und Verzeichnungen der Lage zugute halten, in der jenes Manuskript im ersten Weltkrieg nach dem Soldatentod des Sohnes Pierre und der eigenen Deportation entstanden ist. Der bleibende Ertrag des Buches liegt wohl in dem, was es mittelbar über die Seelenhaltung des Verfassers in einer schweren Prüfungszeit aussagt, und darin, daß es die tiefen Gräben verdeutlicht, die eine fruchtbare Aussprache zwischen den Völkern Europas über ein künftiges gemeinsames Geschichtsbild auch heute noch zu überbrücken hat. Widerspruch ist hingegen anzumelden vor allem — trotz manch treffender Einzelkennzeichnung und der fesselnden Kompositionsgabe — gegen die Behandlung des Säkulums nach 1450, die wohl am stärksten als zeitbedingt und im Forschungsgang der letzten Jahrzehnte überholt bezeichnet werden muß: Daß mit dem Auftreten Calvins der bis dahin friedliche Weg der Reformation unter der Leitung des Staates jäh zu Ende war, daß der Protestantismus erst jetzt sich nicht mehr mit einem national beschränkten Dasein begnügte, daß das Luthertum das einzige Bekenntnis war, das von seinen Beschützern nicht verlangte, Gut und Leben zu opfern, ja ihnen materielle Vorteile verschaffte (S. 500, 504, 523), — solche Thesen zeigen deutlich die Schranken, die dem Einfühlungsvermögen des von wirtschaftsgeschichtlichen Studien herkommenden katholisch-liberalen Belgiers Pirenne von Anfang an gezogen waren und blieben.

Um so willkommener trifft es sich, daß die „Duplizität der Ereignisse" uns gerade für die beiden grundlegenden Jahrhunderte zwischen 1450 und 1650 gleichzeitig ein zweites Europa-Buch beschert hat: Hellmuth *Rößler*, auf dessen ebenfalls um 1450 einsetzende „Ahnengalerie" des christlichen Europa wie vor zwei Jahren hinweisen konnten (vergl. Zw/DNF Aug. 1956, S. 562 f.), entrollt uns ein breit angelegtes, einprägsam akzentuiertes Gemälde Europas im Zeitalter von Renaissance, Reformation und Gegenreformation, mit dem sich die letzte Lücke in der auf neun Bände bemessenen gediegenen „Weltgeschichte in Einzeldarstellungen" schließt. In vier großen, jedesmal durch einen Epilog zusammengefaßten Abschnitten wird uns jene grandiose Übergangsepoche nahegebracht, für deren Grundphänomene unser Blick nach dem weitgehenden Zerfall der damals geschaffenen Kultur erst richtig freigeworden ist.

Zunächst geht es um „Renaissance und Humanismus in Italien und Burgund als Versuche einer Neuordnung der Kultur des spätmittelalterlichen Abendlandes" in einer Kapitelfolge, die über Süd-, West-, Nord- und Osteuropa auf die deutsche Mitte und ihre Verwandlung im Spätmittelalter zielt; jeweils im Vorgriff auf erst später fällige Teilthemen werden dabei Ausblicke von Macchiavelli und Michelangelo auf Luther, vom italienischen auf den nordischen, vom englischen auf den deutschen Humanismus eröffnet, welche die innige Verflechtung und Wechselwirkung kennzeichnender, analoger Strömungen im europäischen Rahmen dartun. Im Übergang zum 2. Hauptteil („Die Konfessionen als neue Grundlagen Europas") wird Mitteldeutschland, die Wiege der lutherischen Reformation, umschrieben als jene Zwischenzone, in der seelische und rationale Potenzen noch im Gleichgewicht standen.

Dieser zweite Hauptteil setzt der deutschen Synthese Luthers den Begründer des Jesuitenordens und die gegenreformatorische Kultur sowie den Aufbau eines kalvinischen Europa entgegen: sprach Luther das Urwort, aus dem letztlich alle die bisherige Kultur erschütternden Energien stammten, so war die katholische Erneuerungsbewegung reformerisch nur in der Übernahme humanistischer Arbeitsmethoden, hingegen traditionalistisch in ihrem Ziel einer universalen Expansion des römischen Glaubens in Europa und Übersee; zugleich fand die Idee der christlichen Einheit in der Papstkirche ihr Gegenspiel in der kalvinischen Idee der Verbrüderung erwählter Völker und Christen. „Die Programme der Jesuiten und Calviner wurden darüber tatsächlich zu Grundgesetzen der von ihnen bestimmten Völker und Staaten und ordneten die Grundtendenzen des Spätmittelalters in neuen Systemen."

Aus dem Bemühen beider, von universalem Geltungsanspruch erfüllter Lager um die deutsche Mitte ergibt sich das Ringen um sie und ihre Randgebiete (vor allem Ostmitteleuropa) als Thematik des dritten Hauptteils, durchzogen zugleich von den Versuchen des Luthertums, als Kraft des inneren Ausgleichs Jesuiten und Calvinern sein Gesetz innerlicher Einheit in der äußeren Vielfalt aufzuerlegen. Damit wird die deutsche Geschichte zwischen 1555 und 1618 dem üblichen Verdikt einer „Verfallszeit" entrissen und als kulturell, d. h. aber auch politisch schöpferische Epoche angesprochen.

Der durch die süd- und westeuropäischen Glaubensparteien von Ostmitteleuropa her entfachte große Krieg und die Neubildung Europas bis 1650 sind Gegenstand des letzten Hauptteils, in dem sich die religiöse, politische und soziale europäische Mittelstellung Deutschlands noch einmal in besonderer Weise offenbart: Heimstätte einer Toleranz, die durch das kirchliche Ringen nicht zur Indifferenz, sondern zu einer christlichen Aufklärung führte, durch seinen katholischen Flügel mit Italien, Spanien und Frankreich, durch sein Luthertum mit Dänemark, Schweden und Ungarn-Siebenbürgen, durch den Calvinismus mit den Generalstaaten, Frankreich und England verbunden, behielt es im endgültigen Liquidationsprozeß der spätmittelalterlichen Formen einen geistigen Auftrag, der über das Tief des mörderischen Krieges hinweg in eine neue Epoche wies.

Ist diese Sicht des deutschen Anteils und Beitrags zu zweihundert schicksalhaften Jahren europäischer Geschichte zu egozentrisch? Vielleicht, wenn es uns darum ginge, in einer weithin gewandelten Welt einen illusionären Führungsanspruch von jenem Wegabschnitt herzuleiten — sicherlich nicht, wenn es uns Ernst ist mit der Bereitschaft zu jener Verantwortung, die einem Volk der Mitte auch und gerade zwischen zwei globalen Gegenmächten in der Zerreißprobe unserer Tage obliegt. Ludwig Petry

Bildbände

Horst W. und Dora J. Janson, Malerei unserer Welt. Von der Höhlenmalerei bis zur Gegenwart. Verlag M. Dumont-Schauberg, Köln 1957, 320 S. mit 103 Farbtafeln u. 397 Abbildungen, Ln. 39,— DM. — *Bernard S. Myers*, Die Malerei des Expressionismus. Ebenda 1957, 400 S. mit 36 Farbtafeln und 64 Abbildungen, Ln. 59,— DM. — *Gerhard Händler*, Deutsche Maler der Gegenwart. Rembrandt-Verlag, Berlin 1956, 202 S., mit 200 Abbildungen, Ln. 32,70 DM. — *Alfred Zacharias*, Kleine Kunstgeschichte abendländischer Stile. Verlag Schnell & Steiner, München 1957, 260 S. mit 225 Abbildungen und Zeichnungen, Ln. 12,40 DM. — *Le Corbusier*, Ronchamp. Les carnets de la recherche patiente. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1957, 136 S. mit 143 Abbildungen, Ln. 14,80 DM. — *Das Bildnis des evangelischen Menschen.* Von Martin Luther bis zur Gegenwart. Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1956, 268 S., Ln. 25,— DM. — *Albert Theile*, Außereuropäische Kunst. Ein Überblick, Band I bis III. Seemann-Verlag, Köln 1956, zus. 980 S. mit 574 Abbildungen, Ln. 40,— DM, einzeln je Band 13,80 DM. — *Willy Boller*, Meister des japanischen Farbholzschnittes. 2. erw. Auflage. Urs Graf-Verlag, Olten 1957, 187 S., Ln. 84,— DM.

Die bildenden Künste erfreuen sich heute des besonderen Interesses weiter Kreise. Das Verdienst für diese Entwicklung liegt bei den modernen Reproduktionsmethoden, die es erlauben, Werke, die sonst nur an Ort und Stelle zu betrachten waren, so wiederzugeben, daß ein lebendiger Eindruck des Originals entsteht. Da man im Museum ein Werk oft nicht ungestört betrachten kann, ist es ein Gewinn, daß uns die Kunstbücher nun gestatten, auch noch jede Einzelheit in Ruhe zu studieren.

Die deutschen Verlage bieten eine reiche Auswahl aus der Bildkunst der Welt, und jedes Jahr treten neue Bände hinzu. Im Dumont-Verlag sind zwei Werke herausgekommen, die aus dem Amerikanischen übersetzt wurden. *„Malerei unserer Welt"* bringt eine Geschichte der Malerei unseres Kulturkreises von der Steinzeit mit ihren Höhlendarstellungen bis in die jüngste Gegenwart.

Der Verfasser ist Professor an der New York University. Er hat die Gabe des Amerikaners, Schwieriges verständlich darzustellen, und nimmt gerade auch den Leser ernst, dem die Gelehrtensprache fremd ist. Dabei tut er freilich, vor allem in den kulturhistorischen Abschnitten, des Guten manchmal etwas zuviel. So etwa, wenn er gleich einleitend schreibt: „Vor einigen zwanzigtausend Jahren ... lebten die Menschen in Höhlen und hatten keine größere Sorge als die, wie sie sich genügend Nahrung verschaffen könnten." Das klingt ein wenig märchenhaft und dürfte die Existenzform unserer Urahnen doch wohl nicht erschöpfend beschreiben. Ohne Tadel sind dagegen die Bilder des Bandes, die eine Galerie der wesentlichen Werke der Jahrtausende bieten.

Einen Abschnitt der Geschichte der Malerei nimmt der Band über den *Expressionismus* heraus. Weit länger als die expressionistische Literatur, die heute kaum mehr beachtet wird, hat die Malerei dieser Epoche nachgewirkt. Ein großes soziales und religiöses Pathos sprengte die vorher üblichen Aussageformen und kam zu Gestaltungen von bleibender Bedeutung. Kokoschka, Kirchner, Nolde, Klee, Kubin, Beckmann, um nur einige zu nennen, sind mit vielen Abbildungen vertreten und im Text sorgfältig interpretiert. Von der ausgezeichneten Reproduktionstechnik des Buches gibt das nebenstehende Bild Zeugnis, das diesem Bande entnommen wurde.

Nicht allein den Expressionismus, sondern mehr die nachfolgende moderne Kunst behandelt der Bildband *„Deutsche Malerei der Gegenwart"*. Er gibt eine kurze Charakterisierung der einzelnen Richtungen bis zur abstrakten Malerei und zum Surrealismus. Sein Schwergewicht liegt auf einem Bildteil, der neben repräsentativen und weitbekannten Bildern der Epoche auch vieles noch Unbekannte bringt. Damit erfüllt diese Veröffentlichung die wichtigste Aufgabe, die es im Hinblick auf moderne Kunst heute gibt, sie nämlich vor aller Diskussion zunächst einmal vorzuführen. Denn viele Vorurteile lassen sich nicht durch Diskussionen, sondern nur durch Sehen ausräumen.

In einer weiteren Phase muß dieses Sehen dann freilich so geschult sein, daß es kritisch zu unterscheiden und zu werten vermag. Wie schwierig das ist, zeigt die *„Abendländische Stilgeschichte"* von Alfred Zacharias. Sie ist aus katholischer Haltung heraus geschrieben, mit ihren Erläuterungen und Bildern ein guter, instruktiver Führer durch die Jahrhunderte seit dem Mittelalter, und kann jedem empfohlen werden, der sich in die Fragen der Stile einarbeiten will. Der modernen Kunst gegenüber ist die Haltung des Verfassers allerdings zwiespältig. Sie ist ihm „Vorstoß in Neuland, Opferung tausendjähriger abendländischer Malkultur, Rückgriff auf elementare und primitive Ausgangspunkte und kurzschlüssig neuer Aufbau darauf." Aber mit solchen Kategorien ist doch wohl wenig gedient und das kritische Erfassen der modernen Kunst eher verhindert als gefördert.

Als eines der bedeutendsten religiösen Kunstwerke der Epoche ist die Wallfahrtskirche von *Le Corbusier* in Ronchamp inzwischen weithin berühmt geworden. Nun liegt ein höchst reizvolles Werk vor. Le Corbusier hat in einem „Notizbuch des geduldigen Forschens" die Phasen der Werkentstehung festgehalten, seine Absichten interpretiert und Skizzen und Bilder hinzugefügt. 1950 ging es an: „Kommen Sie, Corbu, und schaffen Sie ein gültiges Werk." Im Juni wird der Hügel besichtigt. Im Osten steht der Belchen, im Süden zieht sich ein kleines Tal, im Westen breitet sich die Saône-Ebene, im Norden ist ein Dorf zu sehen. „Auf dem Zeichentisch liegt eine Krebskrabbenschale, die ich 1946 auf Long Island bei New York aufgelesen hatte. Sie wird zum Dach der Kapelle: zwei zusammenhängende Betonhäute, sechs Zentimeter dick, dazwischen ein Abstand von 2,26 Metern." Die Natur regt an, aber dann gestaltet der Mensch aus dem technischen Stoff das eigene Werk. Der Vertreter einer Zeitung wollte einige Tage vor der Einweihung wissen: „Muß man Katholik sein, um diese Kapelle zu erbauen?" Corbusier antwortete nur: „Machen Sie, daß Sie wegkommen!" Diese Frage kann nicht beantwortet werden. Man merkt es dem Künstler aber an, daß er sich bemühte, der besonderen Aufgabe, eine Wallfahrtskapelle zu bauen, gerecht zu werden: „Fünf Tage vor der

---

LOVIS CORINTH

Der Vierwaldstättersee am Nachmittag

Vgl. die Randbemerkung auf Seite 502

Weihe wird das Kreuz in Menschengröße herbeigeschafft. Ronchamp ist von da ab keine Konstruktion, kein Bauplatz mehr. Das Kreuz bricht das Schweigen der Mauern, kündet von der größten Tragödie, die einst auf einem Hügel durchlebt wurde . . ." Und wenn es um die Aufgliederung des Altarraumes geht, stellt er folgende Rangordnung auf: „1. das Zeichen des Kreuzes in der Achse, 2. Der Zeuge (das Holz der Kreuzigung), 3. Die Gegenwart Mariä . . . Die Handelnden sind da: die Gegenwart Mariä über dem Land und über dem Schiff, der Altar und das Zeichen, der Zeuge. Das Wort wird von der Kanzel ausgehen."

Nicht das Bild als solches, sondern der Mensch steht im Mittelpunkt des Buches *„Das Bildnis des evangelischen Menschen"*. Es geht um etwas wie eine Bildgalerie evangelischer Glaubenszeugen, von Luther, Dürer, Bucer u. a. über Newton, Händel, Herder bis Wichern, Naumann, Bonhoeffer und Wurm. Wie man sieht, ist der Bogen sehr weit gespannt. Jedem Bild ist eine kurze Biographie beigefügt. Viele werden in diesem Buch zum ersten Male das Gesicht der Männer und Frauen kennenlernen, die sie bisher nur aus ihrem Werk kannten. Gewiß wird sich niemand der Täuschung hingeben, daß sich das „evangelische" Element geradezu vom Gesicht ablesen läßt. Es sind sehr verschiedene Physiognomien, die der Band enthält, aber bei dem einen oder anderen (bei Kähler etwa!) merkt man doch etwas von der besonderen Prägung, die ein Leben des Glaubens einem Antlitz geben kann.

In ganz andere Bereiche führt ein dreibändiges Werk, das im Seemann-Verlag in der gleichen Ausstattung wie Bruhns „Meisterwerke" (vgl. Zeitwende Heft 4/56) herausgekommen ist und sich der *außereuropäischen Kunst* widmet. Amerika, Australien, Indien, der Islam und endlich der Ferne Osten werden behandelt. Der kenntnisreiche, immer auch die Kulturgeschichte einbeziehende Text ist durch ein reiches Bildmaterial auf das Beste ergänzt.

Einen besonderen Teilabschnitt außereuropäischer Kunst bietet der Band *„Meister des japanischen Farbholzschnittes"* des Urs Graf-Verlages. Er gewährt Zugang zu einer Kunstgattung, die in all ihrer Gebundenheit an einen fremden Kulturraum doch gerade auch auf die europäische Kunst der Jahrhundertwende entscheidend einwirkte. Diese Kunst wächst aus einer uralten, sorgfältig gehüteten Tradition und entwickelt ihre eigene Formensprache: „Kein Ding der belebten und unbelebten Natur, das nicht Symbolwert hätte. Ist die Kürbisranke das Symbol der Dauer, so deutet die Knospe die Zukunft, die offene Blume die Gegenwart, die welke die Vergangenheit an; das Pfirsichrot ist die Farbe der Keuschheit, weil beim Pfirsich die Blüte vor den Blättern kommt. Malen lernen heißt Aneignen bestimmter Signaturen, wie sie aus alter Überlieferung für die Dinge der sichtbaren Welt Gültigkeit haben." Ein so gearbeitetes Bild will nicht nur gesehen, es will „gelesen" werden. Die ausführlichen Texte und Bildbeschreibungen des Bandes geben dafür eine entscheidende Hilfe, ohne die der Europäer nur schwer einen Zugang fände. Bei der Betrachtung der vorzüglich wiedergegebenen Holzschnitte tut sich von Seite zu Seite mehr die Welt des Ostens auf: grausam, maskenhaft und fremd auf der einen Seite, zart und voll lyrischer Beschwingtheit auf der anderen. Die Bilder wurden zumeist mit verschiedenen Farbstöcken hergestellt, die gesondert gearbeitet werden mußten. Oft dauerte es so mehrere Jahre, bis ein einziger Farbschnitt fertig war. In unserer schnellebigen Zeit, in der auch der Künstler rasch zu „produzieren" pflegt, können wir uns das kaum mehr vorstellen. Aber das Buch erweist, daß solche Geduld und solcher Fleiß reiche Früchte tragen. W.B.

Europäisches Drama

Paul Fechter, Das europäische Drama. Geist und Kultur im Spiegel des Theaters. Bd. I. Vom Barock zum Naturalismus, 501 S.; Bd. II Vom Naturalismus zum Expressionismus, 558 S. Bibliographisches Institut, Mannheim 1956/57, je 24,— DM; Subskriptionspreis bis zum Erscheinen des dritten Bandes je 19,80 DM.

Das Bedeutende liegt im durchaus Persönlichen dieser Leistung. Ein Mensch aus dem Osten hat als Journalist, Kritiker, auch Bühnenautor jahrzehntelang in der Hauptstadt Berlin gelebt und von da aus europäisches Theater gesehen und registriert. Besonders in den Zwischenkriegsjahren 1919 bis 1933 konnte man sicherlich zu solchem Unternehmen keinen besseren Standort haben als eben Berlin. Das vorliegende Werk ist das Ergebnis dieser klugen, genauen, immer wachen, immer vom Tag ausgehen-

den, aber stets aufs Wesentliche zielenden Beobachtung. Es ist damit zugleich auch angedeutet, wo die Grenze Fechters liegt. Der Ausgangspunkt des Tagesschreibers wird immer die Frage sein: „Was gibt es *mir?*" Die Einfühlung in ein geschichtlich Gewachsenes aus dessen eigenen Wachstumsgesetzen reicht nur soweit, als er das Empfangene in Münze für seinen Tagesbedarf umsetzen kann. Das ist ein Vorteil im Sinne der Lebendigkeit und zugleich ein Nachteil im Sinne der Wissenschaft, die ja bestrebt sein muß, von der Subjektivität zur Objektivität durchzudringen. Es gibt große Gestalten der Vergangenheit, denen gegenüber Fechters Verstehen zwar nicht ganz ausfällt, aber scharf umgrenzt bleibt; so Schiller, zu dessen Pathos er, echtes Kind des ausgehenden 19. Jahrhunderts, kein Verhältnis findet. Die Abwendung von Schiller, damals war sie eine Notwendigkeit, wenn die der Zeit gestellten Aufgaben überhaupt gesehen und bewältigt werden sollten. Eben darum aber ist das Urteil der Menschen über Schiller, die aus jener Zeit kommen, ganz natürlicherweise unzuständig. Dagegen wird Kleist, der in der klassischen und nachklassischen Zeit verborgen geblieben war (noch ein Grillparzer hat seinen Rang nicht erkannt), der aber im Jahrhundertausgang plötzlich im vollen Lichte stand, von Fechter klar gesehen, übers Künstlerische hinaus auch in der politischen Schicksalhaftigkeit seiner Erscheinung.

Sein Bestes aber vollbringt Fechter in der Darstellung der ihm gleichzeitigen oder fast noch gleichzeitigen Figuren. Prachtvoll, wie er uns den heute so ganz vergessenen Wildenbruch hinstellt, mit dem Blick für seine Schwächen, aber mit der tiefen Richtigkeit im Pinselstrich, wie ihn zuletzt doch nur die Liebe eingibt. Dann die Bildnisse Hauptmanns, Sudermanns, Wedekinds; das Anregende ist, wie man da überall noch durchspürt, daß sich das Urteil des Betrachters vom ersten Auftreten dieser Männer und der ersten Begegnung mit den Wirkungen ihrer Dramen her gebildet hat. So auch bei der Darstellung der so mächtig zu uns hereinwirkenden Fremden: Ibsen, Strindberg, Hamsun, Wilde, Shaw. Das Ringen um eine neue „Klassik" wird an Paul Ernst, Hofmannsthal, Scholz, an meinem Vater Henry von Heiseler mit einer wiederum ganz erstaunlichen sicheren Richtigkeit beobachtet; was er hier ausspricht, wird auch durch Erkenntnisse einer späteren Generation, die sich dann allgemein durchsetzen, nie überflüssig werden, weil eben Fechter den Blickpunkt noch aus der mitlebenden Zeit heraus hatte und ihn in diesem dokumentarischen Werk für uns festhält. Derselbe Mann aber vermag bei Ludwig Thoma nur den Dorfkomiker, nicht den großen und starken Dichter zu erkennen. Das ist eine der „Blind-Stellen", wie sie offenbar bei der Betrachtung zeitgenössischer Arbeit unvermeidbar sind.

„Das europäische Drama, Memoiren eines Theaterbesuchers aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts" — so hätte der Titel, genau genommen, lauten müssen. Auch in der politischen Geschichtsschreibung werden ja Memoiren nicht als schon gültiges Resumée, sie werden als Quellen genommen. Paul Fechter hat vor seinem Tode den dritten und letzten Band seines großen Werkes noch vollenden können, er soll im Herbst 1958 erscheinen. Man wird hier, wo das Urteil des Verfassers nicht mehr durch jenes so bedeutsame und so wenig noch erkannte „Geheimnis der Gleichzeitigkeit" unterstützt wird, auf Fehlgriffe gefaßt sein müssen, aber auch sie würden den Wert der Fechterschen Arbeit nicht aufheben können. Das Buch, gerade als Dokument einer schicksalsvollen Übergangszeit, ist unersetzlich und unentbehrlich; die Weiterfragenden, Weiterforschenden können an ihm nicht vorbei. Sie müssen die Meinung dieses so klugen als redlichen Beobachters hören, wenn ihre eigene Meinung festen Stand gewinnen soll. Bernt von Heiseler

Orgel aus Staub

Theodor Kramer, Vom schwarzen Wein. Ausgewählte Gedichte, herausgegeben von Michael Guttenbrunner. Otto Müller Verlag, Salzburg 1956, 111 S., Kunstld. 7,– DM.

Mit dichterischen Begabungen haben wir in Deutschland von jeher ziemliche Vergeudungen getrieben. Das ist uns insgesamt nicht schlecht bekommen, denn von Zeit zu Zeit verdichtete sich das Vergeudete dann im Werk eines großen Dichters, der meistens nicht einmal ahnte, wieviel namenlose Vergeudung ihm als Humus diente. Für die Betroffenen freilich ist die Vergeudung von Fall zu Fall recht schmerzlich, und nur gering bleibt der Trost, künftig einmal mit diesem oder jenem Gedicht in einer deut-

schen Anthologie aufzutauchen. Dieser geringe Trost ist dem jüngst verstorbenen Theodor Kramer sicher, und er würde ihn womöglich nicht einmal für gering gehalten haben. Zwischen den Jahren 1928 bis 1942 erschienen in Wien und in London fünf Gedichtbände von Theodor Kramer, der 1897 als Sohn eines österreichischen Arztes geboren wurde, Buchhändler von Beruf war und 1939 nach England emigrierte, wo er als Bibliothekar an einem College in Guildford lebte. Alle fünf Gedichtbände sind längst vergriffen und weithin auch vergessen. Man findet den Namen Theodor Kramer heute in keiner Anthologie deutscher Lyrik.

Vor zwei Jahren endlich entschloß sich der Otto Müller Verlag in Salzburg, unter dem Titel „Vom schwarzen Wein" eine Auswahl aus dem lyrischen Werk Theodor Kramers vorzulegen. Man las sie mit einigem Erstaunen, denn es genügt die Lektüre nur weniger Verse, um auf Anhieb zu merken, daß hier eine sehr eigene, urwüchsige und keiner Modeströmung gehorsame dichterische Kraft am Werk war. Diese Kraft blieb mehr oder minder sich selbst überlassen und schoß deshalb auch gründlich ins Kraut. Es gibt Eigenwilligkeiten in Kramers Gedichten, die nur noch absonderlich sind, gewollt und verquollen. Das eben ist eine Folge unserer Vergeudungen, die man in Kauf nehmen muß. Aber daneben stehen doch nun Gedichte von einer starken und reinen Geschlossenheit. Den Stoff seiner Gedichte hat Theodor Kramer gerne von den Abwegen des Menschen aufgesammelt. Sein „Hausierer Moses Vogelhut" ist eine geheime Zentralfigur vieler Gedichte, die von Landstreichern, Gaunerzinken, von Strolchen oder von einer erfrorenen Säuferin handeln, und man kann es dem Herausgeber Michael Guttenbrunner nach solchen Kostproben schon abnehmen, wenn er sagt, daß manches aus stofflichen Gründen beiseitegelassen werden mußte.

Aber solche Gesänge von den Abwegen bekommen plötzlich Gewicht, wenn man etwa das „Bittlied" liest mit der letzten Zeile: „Ich bitt dich, Gott, vergiß mich!" Und dann schwillt bedrohlich das „Lob der Verzweiflung" heran: „Ist niemand da, der mithören will / die Stimme des Gerichts? / Ich trommle laut, ich trommle still / den schwarzen Marsch ins Nichts." Da wird es nun unversehens ernst mit den Gaunerzinken und den frechen Villon-Klängen aus der Kellerschenke. Denn wer die letzten achtzehn Gedichte unter dem Gesamttitel „Lob der Verzweiflung" liest, zu denen auch das „Späte Lied" gehört, das wir auf Seite 469 abdrucken, merkt auf einmal, daß Kramers Vorliebe für die Gestrauchelten, für das abseitige Gelichter der menschlichen Gesellschaft einer tiefen Solidarität entspringt, einer Brüderlichkeit, die endlich sogar den gehaßten Nationalsozialismus umfängt: „Ich hätte dich mit eigner Hand erschlagen; / doch unser keiner hatte die Geduld, / in deiner Sprache dir den Weg zu sagen: / dein Tod ist unsre, ist auch meine Schuld", heißt es in dem „Requiem für einen Faschisten". Auf einer Orgel aus Staub, so hat er es selbst gesagt, spielte Theodor Kramer die Lieder seiner gestrauchelten Brüder, die Lieder der Erde: „Es stirnt überm Garten der Himmel sich aus, der Strom hüllt in Nebel sich ein..." Es sind ihm wirklich Lieder gelungen, und das ist am Ende doch immer noch der höchste Ruhm der lyrischen Poesie.

In dem „Lob der Verzweiflung" hat Theodor Kramer einmal die Verzweiflung unmittelbar angeredet: „Gib Kraft mir, daß ich lebe, / und führ mich durch das Nichts, / auf daß ich mich erhebe / am Tage des Gerichts." Dem soll man nach seinem Tode keine Silbe mehr hinzufügen.

Heinz Beckmann

Eine Schulreise

Kurt Götz, Das Kinderschiff. Ein Buch von der weiten Welt, von Kindern und von Deutschland. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Neuausgabe 1956, 260 S., Ln. 9,80 DM.

Das Buch von Kurt Götz, dem Lehrer der schwäbischen Kolonie in Palästina, das eine Schulreise nach Deutschland im Jahre 1930 schildert und das nach längerer Pause nun in einer Neuausgabe vorliegt, wird innerhalb der literarischen Produktion immer einen besonderen Platz behaupten können. Und das um der bezaubernden Frische willen, in der diese Reise aus dem Erleben der sechzehn Schwabenkinder, Buben und Mädchen, geschildert wird. Sie zieht den Leser so in ihren Bann, daß er nicht nur längst Bekanntes, Selbstverständliches, Alltägliches mit ihnen neu erlebt, sondern sich auch für Dinge interessieren muß, die ihm bisher uninteressant waren. Alles in diesem

Buch wird dem Dornröschenschlaf der Gewohnheit entnommen, bekommt Leben und Bedeutung. Sei es die deutsche Landschaft, die sie auf der Rammelburg im Harz beim Mondenschein nicht einschlafen oder sie im Zug nicht mehr still sitzen läßt. Seien es die großen Städte mit ihrem niegeahnten Luxus: „Ob es Leute gebe, die solche Hoffart zahlen könnten . . ? Und ob es Leute gebe für soviel Schleckereien?" Sei es der Verkehr, der sie schwindlig macht „vor Asphalt, Glas, Kunstseide, Nickel und Lack". Oder seien es die „Sagen und Märchen des Zyklopenreichs der I. G. Farbenwerke": „Solange solche Werke laufen, brauchen wir den Kopf nicht hängen zu lassen." Oder die Menschenbegegnungen und -beziehungen, angefangen beim Kapitän Bradhering und der ganzen Besatzung der „Galilea", die erst solchen Ärger hatten, weil sie einen Haufen Kinder mitnehmen mußten, und dann mit ihnen die schönste Fahrt ihres Lebens machten, über all die vielen, die ihnen nach dem so wohl geglückten Abend im Johanneum in Hamburg die Hand drückten, bis zu den Wirtsleuten und Gastgebern der Kinder.

Es ist so, wie es in einem der Briefe heißt, die die Kinder heimschreiben: „Wir haben's wie der Graf Göggele. Wir werden gelobt und gemocht. Aber ein Mann im Schwarzwald hat uns gesagt, wir sollten fein nicht denken, in Deutschland hätten alle Menschen immer ein so freundliches Gesicht und so ein gutes Herz. Hm-m! Wir hätten halt das Gasthüttlein auf, und da müsse man schon schandenhalber so tun." Nun, was der Mann im Schwarzwald sagt, das kommt uns bei der Lektüre dann und wann, wenn die Wogen der Menschenfreundlichkeit und -freudigkeit einmal allzuhoch schlagen, auch in den Sinn, und der arbeitslose Freund des Lehrers Götz aus dem Heimatdorf, wo sie einen großen Empfang hatten, sagt es ihm auf seine Weise: „Wie du's da in deiner Rede so von der Heimat gehabt hast und von Deutschland, da hat mich die Wut gepackt. Aber du gehörst halt jetzt zu den Herren." Daß der Autor diese und andere Züge, die nicht so ganz ins Programm passen, nicht weggelassen hat, erhöht den menschlichen Wert des Buches. Aber — trotz seinem echten Mitgefühl — überrennt er sie mit seiner optimistischen Grundanschauung: Ich sagte ihm, heißt es, „daß ich des unbändigen Glaubens bin, daß eine neue Zeit anbrechen wird, in der einer nur danach gefragt wird, was er kann und was er schafft, und danach, wie er's mit Treue und Ehre, mit Redlichkeit und Güte hält." Und das wäre denn der Punkt, an dem wir nicht mehr mit dem Autor übereinstimmen können, und nicht nur, weil wir ein Vierteljahrhundert dieser neuen Zeit bereits erlebt haben, sondern auch, weil wir anderes vom Menschen und von der Menschheit wissen. Martha Glaser

Wie mit Brueghelschem Pinsel

Czeslaw Milosz, Tal der Issa. Roman. Aus dem Polnischen von Maryla Reifenberg. Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1957, 273 S., Ln. 15,80 DM.

Czeslaw Milosz, der die baltischen Länder nicht „aus Büchern und Aktenpublikationen" kennt, sondern dort „in einer polnisch sprechenden Familie Litauens" geboren und herangewachsen ist, hat uns jetzt den Roman seiner Kindheit vorgelegt. Durch die Augen des Knaben Thomas, der auf dem kleinen Gutshof der Großeltern heranwächst, sehen wir die herrlich großräumige nordische Landschaft, das bunte, bäuerliche Leben im Tal der Issa. Nirgendwo weist der makellose Schleier dichterischer Schau, den der bekannte Essayist hier gewoben hat, Risse spekulativer Betrachtung auf. Und doch scheint schon die ganze tragische Wirklichkeit der späteren Entwicklung, deren geistiger Niederschlag in dem viel beachteten Band „Verführtes Denken" vorliegt, wie im Keim angelegt, oder besser gesagt, sie ist als erstes Erbeben der Atmosphäre vor dem vernichtenden Unwetter der Geschichte im Roman spürbar: der Nationalitätenhaß streift das Kind mit dem kalten Hauch jenes frostigen Wintermorgens, an dem man den Blindgänger unter Thomas' Bett findet. Die Erzählungen der Großmutter Dilbin aus Dorpat, die Bibliothek des Großvaters Surkont im Gutshof eröffnen dem Jungen ein Stück europäischer Geschichte, in das er sich selbst eingewurzelt weiß. Aber er hat durch das Gesinde und die Dorfbewohner auch teil an der vielschichtigen Befangenheit in Heidentum, Zauberei und Aberglaube, gegen die sich der kirchliche Exorzismus als gänzlich kraftlos erweist. Unvergeßlich die unheimlich-köstliche Geschichte von der durch Selbstmord geendeten, spukenden Pfarrköchin, gegen deren nächtliches Umgehen der geplagte Geistliche den beherzten Männern des Dorfes zu drastisch-heidni-

scher Maßnahme freie Hand läßt! Das unmittelbare Verhältnis zur Natur weckt in Thomas den Pflanzenfreund, Sammler, Tierfreund und Jäger. Großvater Surkont hilft ihm bei den biologischen Studien voran, Herr Romuald aus Borkuny — „eine dunkle Bildsäule, eine bewegliche Vertikale über dem Pferderücken" — erschließt dem Jungen den Wald als Jagdrevier. Alle diese Gestalten, welche Thomas eine Tür ins Dasein aufstoßen, sind in mehreren eindrücklichen Einzelszenen, gleichsam in variierten Beleuchtungseffekten, wahrhaftig wie mit Brueghelschem Pinsel gemalt: „volle Humpen in derben Händen, breite, lachende, erhitzte Gesichter, bärenhaft plumpe Gutmütigkeit, Bauerntugenden . . . neben Bauernsünden".

Der Verlag verweist in seiner Empfehlung des Romans darauf, daß uns dieses „neue, stille Buch" den Autor von „Verführtes Denken" noch tiefer begreifen läßt. Dieses beachtliche Versprechen erfüllt sich in der Tat vollkommen, während wir an Thomas' Leben teilhaben, einem Leben, das, eingewurzelt in die Gutssippe nach rückwärts und vorwärts, schicksalhaft in den Strom der Geschichte mündet, der den Herangewachsenen an der Seite der politisch verdächtigten Mutter aus dem Lande fortspült. Nur noch ein letzter Blick bleibt den Ausziehenden auf den Heimatfluß, dessen Wasser „in der Erinnerung" süß ist.

Dorothea Machleidt

Das Beständige

Mario Tobino, Signora Maria. Zum Bildnis meiner Mutter. Aus dem Italienischen übersetzt von Charlotte Birnbaum. Claassen Verlag, Hamburg 1957, 160 S., 9,80 DM. — *Alfred Andersch*, Piazza San Gaetano. Suite. Walter Verlag, Olten und Freiburg i. Br. 1957, 88 S., Ln. 5,80 DM.

Schon Mario *Tobinos* erstes Buch „Die Frauen von Magliano", in dem er seine Erfahrungen als Irrenarzt niederlegte, erwies, neben der reinen überzeugenden Menschlichkeit des Autors, dessen große dichterische Begabung. Auch sein neues kleines Werk — als bestes italienisches Buch des vergangenen Jahres mit dem Charles-Veillon-Preis ausgezeichnet — beglückt durch seine herbe klare Prosa, die romanische Anschaulichkeit und unpathetische Sinnenfülle.

Mario Tobino erweckt in den Erinnerungen an seine Mutter, neben ihrer sehr liebenswerten Persönlichkeit, das Geschlecht der Biassoli zu neuem Leben, deren Letzte die Signora Maria ist. In ihr macht er das Beständige und Unaufhörliche lebendig, die in die Gegenwart wirksam einströmenden Kräfte der Vergangenheit.

Nachdem die Signora Maria, durch ihre Hochzeit der Familie entronnen, ihr eigenes Leben mit Mann und Kindern vierzig Jahre lang geführt hat, geht sie heim nach Vezzano, in das feste düstere Haus ihrer Kindheit, um dort zu sterben; um sich ihren Vorfahren zu stellen, und auch um „jene verfluchte Welt der Biassoli" zu wiederholen, in der das warme und unmittelbare Leben ausgeschlossen war, weil Selbstliebe, Stolz, Ehre und Besitzgier in ihr die Herrschaft führten.

Der Reigen der Toten, der da beschworen wird, hat in seiner Unerbittlichkeit etwas Erschreckendes. Aber auch etwas Großartiges in der Offenbarung eines verpflichtenden Familien- und Traditionsbewußtseins, das willig jenes vergangene Sein in dem eigenen zu neuem Leben erweckt.

Um das Beständige, freilich in einer anderen Blickrichtung, geht es auch *Andersch* in seiner kleinen Suite „Piazza San Gaetano", die gegenüber seiner bisherigen literarischen Produktion ganz neue Züge zeigt. Ein sehr einfacher und doch hintergründiger Vorwurf beschäftigt ihn: der Aufbruch eines jungen englischen Bankbeamten nach Neapel, um dort das Gedicht zu suchen, von dem die weitere Entwicklung seines Lebens abhängt. Wir begegnen diesem Richard Aldridge in einer Gefängniszelle — er hat nämlich hundert Pfund entwendet, um die Reise nach Neapel machen zu können —, wo er seine Bekenntnisse aufschreibt. „Ich habe gefunden, was ich gesucht habe", beginnt er sie: „das Gedicht. Der heilige Gaetano hat es mir im Traum geschenkt . . . Jetzt können sie mich nach London zurückbringen und mich verurteilen — es wird mich nicht berühren." Nun folgen die Erlebnisse jenes einzigen Tages in Neapel vor der Verhaftung: der Gang des jungen Aldridge zur Kirche des heiligen Gaetano, die auf den Fundamenten des Tempels eines unbekannten Gottes steht; die Begegnung mit Pulcinell, dem Weisen im Pierrot-Kostüm und mit der Drehorgel; mit vier Betern, die ihre Sor-

gen und Sehnsüchte zu dem Heiligen tragen; und schließlich Aldridges Traum im Gefängnis, voll hintergründiger Andeutungen des Heiligen, die in jenem schlichten, holprigen Gedicht münden, das er Aldridge schenkt.

Man könnte aus diesen Bekenntnissen die Sehnsucht nach der Erlösung durch die vollkommene Gestaltung heraushören; oder, von einem anderen Blickpunkt betrachtet, das Gegenteil: den Zweifel an der Macht des Wortes. Wir glauben, daß sie etwas Einfacheres und zugleich Tieferes aussagen; nämlich jene Erkenntnis, die sich in Novalis' Versen offenbart:

> Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren
> Sind Schlüssel aller Kreaturen . . .
> Und man in Märchen und Gedichten
> Erkennt die wahren Weltgeschichten,
> Dann fliegt von einem geheimen Wort
> Das ganze verkehrte Wesen fort.

Wie anders wären die letzten Worte dieser kleinen Suite zu begreifen, daß die holprigen Gedichte wirksamer als die vollendeten sein können. „Ich meine, wenn sie Gedichte sind." Anneliese Dempf

Stalingrad

Heinrich Gerlach, Die verratene Armee. Ein Stalingrad-Roman. Nymphenburger Verlagshandlung, München 1957, 560 S., Ln. 17,80 DM.

Man möchte glauben, daß Stalingrad literarisch nachgerade erschöpft sei. Nicht nur hat die erste der furchtbarsten Niederlagen des zweiten Weltkrieges ein historisches Schrifttum hervorgebracht, das zahlreiche Probleme und Zusammenhänge klärte. Seit Theodor Plieviers eindrucksvoller Roman erschienen ist, schien auch dichterisch ein deutlicher Höhepunkt in Aussage und Deutung erreicht.

Wenn nunmehr Heinrich Gerlach, einer der fünftausend Überlebenden von 240 000 geopferten Soldaten der sechsten Armee, einen Stalingrad-Roman vorlegt, muß er gleichsam gegen eine bedrückende Tradition ankämpfen. Nähme man lediglich die Fülle der dramatischen Aktionen seines Buches, so ließe sich sagen, daß er kaum neue Einsichten unterbreitete. Leiden und Sterben verlassener Soldaten, die bereits Plievier mit einfühlender Kraft erschütternd schilderte, nehmen bei Gerlach einen erheblichen Raum ein. Doch man würde dem Gewicht seines Werkes nicht gerecht, wenn man ausschließlich auf dessen vordergründige Partien hinwiese.

Denn seine gültige Aussage liegt im Grundsätzlichen. Sie besteht in der bisher undeutlich gebliebenen Erkenntnis, daß sich mit dem Verrat an der sechsten Armee eine Versehrtheit aller überkommenen Werte verbindet, die in ihren Konsequenzen schwerlich erschöpft werden kann. Gerlach stellt dar, was der Prozeß dieser Auflösung für Männer bedeutete, die erzogen worden waren, sittliche Verantwortung hingebungsvoll aufleuchten zu lassen. Er zeigt die innere Wandlung der Kämpfenden. Die anklagenden oder zweifelnden Gespräche, die sie führen, stellen keine nachträglichen Reflexionen dar. Sie erwachsen vielmehr aus der Gewalt des Geschehens, die die sittliche Fragwürdigkeit des Krieges im allgemeinen und die des Kampfes in Stalingrad im besonderen grell beleuchtet. Greifbar wird das Bild der dämonischen und fühllosen Macht des Nationalsozialismus. Greifbar aber wird auch der Frevel, mit dem eine sittenlose Führung anständiges Soldatentum verkommen läßt. Damit ist eine Perspektive berührt, durch die das Sterben von 22 Divisionen erst in seinen zulänglichen Bezügen deutlich wird. Es ist ein Opfergang, der in den Bildern dieser Darstellung nurmehr die Sehnsucht nach dem Übergeschichtlichen läßt.

Unter diesem beherrschenden, wahrhaft erhellenden Gedanken steht das gesamte Werk. Generale, Offiziere und Soldaten sind in ihren wirkungsvoll aufeinander abgestimmten Schicksalen treffend erfaßt. Möglich, daß die Komposition des Romans mitunter allzu ruhig geraten ist. Sie umschließt indes nicht nur bewegende, ja, mitreißende Höhepunkte. Grundsätzlich ist es Heinrich Gerlach auch gelungen, die anwachsende Verdüsterung im Kessel beklemmend einzufangen und überzeugend Wort werden zu lassen.

Die Katastrophe von Stalingrad ist zu unfaßlich, als daß sie die billige Tröstung gängiger Formeln erlaubte. Sie kann nur mit *aller* Kraft um den Menschen ringen lassen. Heinrich Gerlach betont, daß dies als Aufgabe bleibe. Es ist die Beschwörung, mit der sein bedeutender Stalingrad-Roman ausklingt. Bodo Scheurig

BERICHTE

IN DER TANZSTUNDE EIN „PROBLEM" ZU SEHEN, sei für die Jugend bei der Tanzstunde das größte Problem, hat neulich ein frischer und ehrlicher Unterprimaner vor einer Versammlung von Tanzlehrern, Elternbeiräten, Schulleitern und Pfarrern in *Bad Boll* erklärt. Zum erstenmal hatte die Evangelische Akademie ein derartiges Gremium eingeladen, um über die Erziehungskrise im Tanzunterricht nachzudenken und nach Wegen zu ihrer Überwindung zu suchen. Nach der Erfahrung jenes jungen Mannes wird die Tanzstunde erst in dem Augenblick zu einem Problem, in dem die Eltern eingreifen. Er räumte zwar ein, daß manche „Pannen" vorkommen könnten, aber aufs Ganze gesehen sei es völlig unnötig, daß die Erwachsenen in die Organisation und den Ablauf einer Tanzstunde eingriffen.

Als die verschiedenen „Pannen" im weiteren Verlauf des Gespräches erörtert wurden, stellte sich heraus, daß sie zum größten Teil ihren Ausgangspunkt in einer falschen und törichten Erziehungspraxis der Erwachsenen hatten. So soll es beispielsweise Eltern geben, deren Sorge sich, wenn ihre Kinder an einer Tanzstunde teilnehmen, darauf beschränkt, daß sie ja nicht einen Mittelschüler nach Hause bringen — „Du bist doch im Gymnasium!" Andere Eltern sehen in dem Debut ihrer Kinder während eines Tanzkurses vor allen Dingen eine Gelegenheit, das eigene Sozialprestige zu stärken, investieren dementsprechende Mittel in Ausstattung und Garderobe der Kinder und erreichen damit nichts anderes, als daß denen beim Schlußball der teuerste Saal, das eleganteste Kleid und die beste Kapelle gerade gut genug sind. Danach, welcher Bruchteil der anderen Jungen und Mädchen sich einen solchen Luxus leisten können, wird nicht gefragt. Manche Mütter scheinen die Sorge ihrer Töchter, ob sie auch einen Freund finden, der sie zur Tanzstunde einlädt, unnötig bald ernst zu nehmen und zu bestärken. Es soll vorkommen, daß es deswegen schon während des Konfirmationsjahres Tränen gibt, also wenn die Tanzstunde noch ein oder zwei Jahre auf sich warten läßt.

Der heikelste Punkt aber, an dem so ziemlich überall Pannen passieren, ist die Absprache der Tanzstunde zwischen den Jungen und den Mädchen, wenn man dabei das Feld den Jungen selbständig überläßt. Durch Taktlosigkeit, Ungeschicklichkeit und Kaltschnäuzigkeit können hier Feindschaft unter den Familien, Eifersucht und verletzter Stolz unter den Mädchen und den Jungen und kaum wieder gut zu machende seelische Schädigungen entstehen und einen Tanzkurs bis zur Unerträglichkeit belasten, ehe er überhaupt begonnen hat. Sein Niveau, seine Atmosphäre und seine Qualität werden so in erheblichem Maße von Faktoren bestimmt, auf die der Tanzlehrer selbst keinen Einfluß hat. Die bösen Folgen freilich werden ihm zugeschrieben.

Doch die Tanzlehrer bemühen sich nicht allein aus diesem Grund, in eine Erziehungsgemeinschaft mit Schule, Elternhaus und Kirche zu kommen. Sie erkennen vielmehr in steigendem Maße, welche einzigartige pädagogische Situation sich im Zusammenhang mit der Tanzstunde darbietet und wie begrenzt ihre eigenen Möglichkeiten sind, diese Gelegenheit wahrzunehmen. Beharrlich sind sie trotz mannigfachem Widerstreben der Schüler bemüht, nicht nur Technik und nicht nur Etikette als leere Form, sondern, wie ein Tanzlehrer sich ausdrückte, „kleine Lebensweisheit" zu lehren. Aber der Einfluß des Tanzlehrers endet an der Türe seiner Schule. Deshalb fordert er, daß alle Erziehungsmächte gerade hier Hand in Hand arbeiten. Das hätte aber zur Voraussetzung, daß Eltern, Lehrer und Pfarrer die großen pädagogischen Möglichkeiten dieser kurzen, aber entscheidenden Zeitspanne erkennen.

Es scheint jedoch Lehrerkollegien zu geben, in denen — wie ein Oberstudiendirektor behauptete — in dieser Frage „neunzig Prozent der Lehrer einen Ohne-mich-Standpunkt" einnehmen. Wenn sie diesen Standpunkt aufgäben, dann könnte am ehesten der vielbeklagte Leistungsabfall dieser Zeit überwunden und das Vertrauen der Schüler zu ihren Lehrern wesentlich gestärkt werden. Denn zu keiner Zeit sind die Schüler so empfindlich, aber auch so aufgeschlossen für ein gutes und hilfreiches Wort der Erwachsenen. Das fast unbegrenzte Vertrauen und die ausgezeichnete Sympathie, die der

Tanzlehrer genießt, gründen darin, daß, wie ein Schüler erläuterte, die Jungen bei ihm zum erstenmal „als Erwachsene genommen werden".

Die große Sehnsucht, erwachsen zu werden, scheint sich der Jugend durch die Tanzstunde hindurch zu erfüllen. Dieses instinktive Gefühl hat sicher seine Berechtigung, weil die Tanzstunde die beste Gelegenheit bietet, den vielfältigen Spannungen, Trieben und Verwirrungen dieser Jahre klare und gültige Formen zu geben. Die Chancen, die Jugend dabei wirklich ins Erwachsensein hinein zu geleiten, sind mindestens ebenso groß wie die Gefahren, die hier lauern. Wer die Radauszenen und Auswüchse bei vielen Tanzveranstaltungen bedenkt, muß sich fragen, wie lange eigentlich Schule, Elternhaus und Kirche noch warten wollen, bis sie das ihnen an dieser Stelle gemeinsam aufgetragene Amt wahrzunehmen bereit sind. Werner Simpfendörfer

DER FAUSTTRAGÖDIE ZWEITER TEIL stand von jeher in dem Geruch, ein bloßes Lesedrama zu sein, ein recht anstrengendes obendrein, weil es einer Fülle klassischer Bildung zu bedürfen scheint, falls man ihn annähernd verstehen will. Liest man aber heute diesen zweiten Teil mit der bildungsmäßigen Unbefangenheit unsrer Tage oder hat gar das seltene Glück, ihn auf der Bühne zu sehen, dann fragt man sich verdutzt, wie Faust II eigentlich in diesen merkwürdigen Geruch kommen konnte; denn es gibt in der deutschen Literatur nur wenige Dramen, die so offenkundig auf das Theater und nicht auf die Lektüre abzielen wie Goethes Faust II. Die Mißverständnisse wurden wahrscheinlich durch die ungezählten, meist dickbändigen Kommentare zum zweiten Teil der Fausttragödie hervorgerufen, die uns mit einem Dauerregen von Fußnoten, hergesuchten Vergleichen und klassischen Assoziationen in Minderwertigkeitsgefühle jagen, als ob man erst ein Gelehrter sein müßte, ehe man sich dieser gewaltigen Altersdichtung nähern darf. Zu Ehren der Gelehrsamkeit mag in Fußnote angemerkt werden, daß mein Professor uns beigebracht hat, Faust II sei eine großartige Revue und nur so zu spielen.

Gustaf *Gründgens* hat diesem Professor mit der Hamburger Inszenierung des zweiten Teils der Fausttragödie gründlich widersprochen, er hat sogar auch Goethe widersprochen, der mehrmals auf den Operncharakter des Faust II hinwies und die Helena von zwei Personen, von einer Tragödin und von einer Sängerin, gespielt haben wollte. Am Beispiel der Helena wird Gustaf Gründgens' Widerspruch besonders deutlich. Niemand anders nämlich als das Gretchen aus dem ersten Teil, Antje Weisgerber also, spielte in Hamburg die Helena und dachte gar nicht daran, zu singen, denn die Inszenierung war von Anfang an auf reines Schauspiel angelegt. Statt in einer Revue befand Helena sich zeitweise mitten in der antiken Tragödie. Mephisto nämlich in der Larve der Phorkyas trat ihr mit einer schauerlich einäugigen Maske, auf Kothurnen und gräßlich langen Krücken so furchtbar entgegen, daß die Zuschauer ohne jedes Bildungszitat die helle und die dämonische Hälfte der hellenischen Welt dramatisch vor Augen hatten. Gestern spielte Helena das Gretchen und spielt es später auch wieder in dem fragwürdigen Abgesang der Tragödie, der bei Gründgens beinahe noch schlimmer verunglückte als weiland bei Goethe.

Diese geheimnisvolle Identifizierung zwischen Gretchen und Helena im Abbild des „Ewig-Weiblichen" stand in der Inszenierung von Gründgens nicht isoliert. Überall wurden die meist nur spärlichen Bezüge zum ersten Teil der Tragödie besonders kräftig herausgespielt und unterstrichen. In dem gleichen „Bretterhaus" der mittelalterlichen Jahrmarktsbude, das in Hamburg dem ersten Teil als Schauplatz gedient hatte, begann dort auch der zweite Teil. Gründgens ist allerdings kein dogmatischer Regisseur. Deshalb ließ er das Brettergestell gelegentlich einfach abräumen, um sich der ganzen weiten Bühne zu bedienen. Doch kehrte er stets in das Bretterhaus zurück, besonders wirkungsvoll beim Auftakt zum fünften Akt, wenn er die lyrische Ouvertüre mit Philemon und Baucis höchst anrührend als ein bürgerliches Drama in die große Weltenrevue um Heinrich Faust hineinschiebt und damit den so gern überhörten Hohn jenes nur scheinbar so erhabenen Augenblickes intoniert, zu dem man sagen dürfte: „Verweile doch, du bist so schön!" Allein dafür bereits gebührt Gustaf Gründgens Dank, daß er diesen viel zitierten Augenblick von allem falschen Tatendrang und Idealismus gründlich entrümpelt und ganz wieder zu dem „letzten, schlechten, leeren" Augenblick der Lemuren gemacht hat, zum Augenblick der Grube. Mephisto

ist der Herr des letzten Augenblicks, nicht Faust.

Die bloße Lektüre des zweiten Teils der Fausttragödie hat eine Unmenge falscher Zitate angeschwemmt. Im Wortlaut stimmen sie, doch haben sie meistens ihren recht abgründigen Zusammenhang eingebüßt. Dieses ganze Schwemmland falscher Zitate überflutete die Hamburger Aufführung mit dem Temperament des Theaters, und zum Vorschein kam ein Goethe, der manchen Generationen unserer gebildeten Schichten unbekannt blieb. Im Vorspiel auf dem Theater sagt zum Schluß der Direktor: „So schreitet in dem engen Bretterhaus den ganzen Kreis der Schöpfung aus, und wandelt mit bedächt'ger Schnelle vom Himmel durch die Welt zur Hölle . . ." In diesem Vorspruch des Direktors kommt Goethes Schluß der Fausttragödie, Abteilung „Bergschluchten", noch nicht vor. „Zur Hölle . . ." heißt es dort, Punktum. Kein Wunder demnach, daß die Hamburger Aufführung ihren Höhepunkt (und heimlichen Schluß) in Mephistos Niederlage an Faustens letzter Grube fand.

Diese Szene der Grablegung spielt Gründgens ganz allein. Alle Künste des Schauspielers rafft er zu einem großen metaphysischen Auftritt zusammen, die Pantomime, den Tanz und den, wie von Schlangenzungen gespaltenen, Dialog mit den unsichtbaren Himmeln, die plötzlich mit einem gewaltigen Ton, als wollte der Jüngste Tag sich ankündigen, auf Mephisto niederschmettern. Mephisto windet, wehrt sich, lauert auf Faustens Seele, indessen von oben der Chor der Engel singt. Und jetzt sieht Mephisto die Engel. Das ist wohl der großartigste Augenblick in dem Spiel von Gustaf Gründgens. Auch im Parkett meint man die Heerscharen der Engel zu sehen und weiß wieder, daß Mephisto einst zu ihnen gehörte, der dunkle, gefallene Engel, der jetzt verzückt und verstört aufwärts blickt. Aber rasch wird ihm dieser Augenblick der Erinnerung wieder verhunzt durch den teuflischen Unrat seiner lüsternen Anbiederungen bei den singenden Engeln. Das nenne ich Faust kommentieren! Immer folgt dem Mephisto auf der abgeräumten Bühne ein einziger scharfer Scheinwerferstrahl. Wieder schmettert der gewaltige Ton aus den Himmeln. Eine Schlange windet sich getroffen am Boden, und zur Hölle fährt der große Herr der Fausttragödie, der überwundene Teufel, indessen die Engel Faustens Unsterbliches entführen.

Das war ein überwältigender Schluß der Fausttragödie. Mephisto lag geschlagen am Boden, und alles, was in den „Bergschluchten" so fragwürdig noch folgt, hatten viel reiner und glaubwürdiger schon die Engel über der Grube gesungen. Der Rest wurde peinlich, aber er ist, mit Verlaub, auch bei Goethe peinlich. Keine Inszenierung des Faust II kommt ohne beträchtliche Striche aus. Gustaf Gründgens hatte mehr als die Hälfte der Klassischen Walpurgisnacht gestrichen, den Peneios und die Felsbuchten des Ägäischen Meeres, fast den ganzen Homunculus also samt Thales und Seismos. Sonst aber fehlte bei einer Aufführungsdauer von weniger als vier Stunden keine Szene aus dem zweiten Teil. Gründgens hatte den Text mit einer bewundernswerten Sorgfalt auf das Theater zugeschnitten, hatte ihn „mit bedächt'ger Schnelle" durcheilt, denn es ging ihm ja nicht um einzelne poetische Kostbarkeiten, sondern einzig um das Welttheater im zweiten Teil der Fausttragödie. Wie sehr ihm am Theater gelegen war, betonte er geradezu, indem er einige bedeutende Schauspieler mehrere Rollen nacheinander spielen ließ bis hin zu dem krassen Kontrast zwischen der kupplerischen Mutter beim Mummenschanz am Kaiserhof und der Mater gloriosa der „Bergschluchten", die beide Maria Becker spielte.

Seit der Inszenierung des ersten Teils der Fausttragödie am Hamburger Schauspielhaus ist gut ein Jahr verstrichen, aber noch immer ist es kaum möglich, auf normalen Wegen Karten zu den Aufführungen des Faust I zu bekommen. Beim Faust II wird der Zudrang womöglich noch stärker werden, weil man ihn nur sehr selten auf der Bühne zu sehen bekommt. Das aber hat zur Folge, daß sich in Hamburg mit der ganzen Fausttragödie ein mutmaßlich noch mehrere Jahre andauerndes Theaterereignis etablierte, dessen Bedeutung für unser heutiges Theater, aber auch für die längst fällige Bereinigung idealistischer Kalkablagerungen in Goethes Fausttragödie kaum überschätzt werden kann. Heinz Beckmann

RANDBEMERKUNGEN

Auslandsstimmen zum 20. Juli 1944

Im Mai 1942 übergaben zwei deutsche Theologen — Pastor Schoenfeld und Pastor Bonhoeffer —, Mitglieder des Kreises um Beck, Goerdeler, Leuschner usw., dem Bischof von Chichester Dr. Bell in Stockholm ausführliche Informationen über die deutsche Widerstandsbewegung mit der Bitte, sie an die englische Regierung weiterzuleiten. Doch Eden antwortete dem Bischof am 17. Juli: „Ohne die ehrliche Überzeugung Ihrer Berichterstatter im geringsten anzuzweifeln, trage ich keine Bedenken zu sagen, daß es nicht im Interesse unserer Nation wäre, ihnen eine Antwort zukommen zu lassen." Dr. Bell versicherte noch fünfzehn Jahre später, er sei „ganz fest davon überzeugt, daß die negative Haltung der Alliierten falsch war; daß es eine kluge und staatsmännische Politik gewesen wäre, auf Vorschläge, die unter so schrecklichem Risiko gemacht wurden, eine positive Antwort zu erteilen, und daß es ein tragischer Fehler war, dies nicht zu tun."

Heute steht der bekannte anglikanische Kirchenführer mit seinem realistischen Urteil über den 20. Juli in England nicht mehr allein. So erschien vor zwei Jahren gleichzeitig in England und in den USA eine Schrift „20 July" von Constantin FitzGibbon, in der die indirekten Folgen des mangelnden Verständnisses der Alliierten für den Widerstand und ihrer Weigerung, einem revolutionären, „anderen" Deutschland gegenüber die Forderung einer „bedingungslosen Übergabe" (unconditional surrender) in die Zusicherung eines Verhandlungsfriedens zu verwandeln, unzweideutig als verhängnisvoll gekennzeichnet wurden.

Während Wheeler-Bennett in „Die Nemesis der Macht" und in gewissem Sinne auch Alan Bullok in seinem Buch über Hitler im Grunde noch immer an dem bisherigen skeptischen Urteil britischer Historiker über die Erfolgsaussichten des Putschversuchs festhalten, geht FitzGibbon über bloße Parteinahme für die Rebellen des 20. Juli hinaus zum Angriff auf diejenigen über, die das Mißlingen des Staatsstreichs mehr oder minder offen begrüßt haben: „Es liegen Beweise für die Zeit sowohl vor als auch nach dem 20. Juli vor, daß die Regierungen des Westens keine erfolgreiche Rebellion in Deutschland wünschten und froh waren, daß der Versuch einer Erhebung mißlungen war." Der Grund, der hierfür oft angegeben wird, nämlich ihre Furcht vor dem deutschen Militarismus, sei nicht einleuchtend. Warum hätten die Westmächte 1944 nicht ebenso mit einem Deutschland unter Beck und Goerdeler verhandeln können, wie sie 1918 mit einem Deutschland unter Ebert verhandelten? „Ist es ungerecht, anzudeuten", fragt FitzGibbon, „daß die Regierungen in Washington und Westminster ihre Völker mit dem Schauspiel eines totalen Sieges ergötzen wollten? Das heißt, daß sie die Politik dazu mißbrauchten, die gleichen teuflischen Gefühlsregungen in ihren eigenen Ländern zufriedenzustellen, die Hitler zur Macht verholfen hatten? . . ."

Diese Vermutung wird durch Bennett-Wheeler bestätigt, nur daß dieser die Haltung der Regierungen nicht verurteilt wie FitzGibbon, sondern billigt: „Wären die Alliierten der Versuchung erlegen, mit einem ‚neuen Deutschland' einen Verhandlungsfrieden zu schließen, dann hätte es in Reims keine bedingungslose Kapitulation gegeben und kein Eingeständnis der deutschen Armee, daß sie unbedingt geschlagen war. Das Ziel, für das die Jugend der Welt geopfert worden war, wäre nicht erreicht worden, und die Alliierten hätten sich nicht die Möglichkeit verschafft, auf einem neuen unbeschriebenen Blatt zu entwerfen, was, wie sie glaubten, das neue Deutschland sein sollte."

Churchill erklärte am 2. August 1944 im Unterhaus, daß sich „im Deutschen Reich die höchsten Persönlichkeiten gegenseitig umbringen oder umzubringen trachten, während der zum Untergang verdammte, immer mehr schrumpfende Kreis ihrer Macht von den rächenden Armeen der Alliierten enger und enger umfaßt wird". England und Amerika — wir beschränken uns hier im wesentlichen auf angelsächsische Quellen — befanden sich eben mit Großdeutschland und nicht nur mit dem „Führer" und der NSDAP im Kriege. So ist es schon zu verstehen, daß innenpolitische „Schwierigkeiten" Deutsch-

lands zuerst einmal unter dem Gesichtspunkt betrachtet wurden, ob sie sich günstig auf die militärischen Operationen der Alliierten auswirken würden. Sie waren einfach „Zersetzungserscheinungen" im Lager des Gegners, wobei man Sympathien weder für die eine noch für die andere Fraktion eben dieses Gegners zu haben brauchte.

Die mißtrauische, wenn nicht offen feindselige Einstellung des gegen Hitlerdeutschland kriegführenden Auslandes zu dem Staatsstreich des 20. Juli beruhte auf zwei Ressentiments, die sich, so verschieden auch der Ausgangspunkt war, in der Konsequenz kaum voneinander unterschieden. Das eine kam aus einer „antifaschistischen" Haltung, die den Nationalsozialismus vor allem als weltanschaulichen und letztlich sozialen Gegner betrachtete („Freiheit gegen Diktatur"), das andere aus dem in Kriegszeiten sich stets steigernden Gegensatz zum nationalen Landesfeind, den man nicht in sympathische und unsympathische Teile aufspalten konnte („Right or wrong my country").

Die „antifaschistische" Öffentlichkeit im kriegführenden Ausland war vom reaktionären Charakter der gesamten deutschen Führung so überzeugt, daß sie in dem Aufstand der „Junker-Clique" — diese Kennzeichnung der Verschwörung durch Goebbels wurde groteskerweise im Ausland weitgehend übernommen — nur den Versuch des ursprünglichen — kapitalistischen — Auftraggebers sah, ein Werkzeug, das sich durch abenteuernde Unzulänglichkeiten unmöglich gemacht hatte, abzuhalftern, um selbst wieder die Dinge in die Hand zu nehmen. Das galt nicht nur für die französische Résistance, die stark „links" tendierte, die Britische Labour Party und sozialistische oder mit dem Kommunismus sympathisierende Kreise im kriegsgegnerischen Lager überhaupt, sondern auch weitgehend für die an sich keineswegs sonderlich radikale Presse in den USA, die den Gewerkschaften oder der liberalen Intelligenz nahestand.

Die „nationale" Stellungnahme beharrte, soweit sie sich nicht darauf beschränkte, einfach die reine Zweckmäßigkeitserwägung anzustellen: „Nutzt oder schadet es dem Kriegseinsatz?", in der vorgefaßten Meinung, daß *alle* Deutschen („rechts" oder „links", „Nazis" oder „Antinazis" machte dabei keinen Unterschied) bestrebt waren, den Krieg zu gewinnen, und sah in dem „Putsch" nur einen Versuch, in einer Art „Wachablösung" eine unfähige Führung durch eine bessere zu ersetzen. Für beide Gruppierungen schien kein Grund vorhanden, sich durch „innerdeutsche Parteistreitigkeiten" im Willen, den Krieg zu gewinnen, beirren zu lassen.

Die Meldungen von dem Attentat gegen Hitler erregten im Ausland zunächst völlige Verblüffung. Die wenigen Persönlichkeiten auf alliierter Seite, die aller Wahrscheinlichkeit nach mehr oder minder gut über die Vorbereitungen unterrichtet waren, haben der Presse gegenüber darüber geschwiegen. Zuerst druckte man überall die Meldungen des Deutschen Nachrichtenbüros, die man am deutschen Rundfunk abgehört hatte, ungekürzt ab. Dann wurde in den Vereinigten Staaten eine Erklärung des Außenministers Hull publiziert, in der es u. a. hieß, Heinrich Himmler, den man als den nunmehr „kommenden Mann" betrachtete, „könne von dem deutschen Volk nicht länger die Erkenntnis fernhalten, daß viele deutsche Generale glaubten, der Krieg sei verloren". Der „London Star" aber kommentierte am Tag darauf: „Der Feind ist beim September 1918 angekommen, und er weiß es nur zu gut!" Die „liberale" Presse war sich einig in der — schadenfrohen — „Unparteilichkeit" gegenüber Naziregierung und „Nazirebellen": „Die Auseinandersetzung, die jetzt vor sich geht, ist der Kampf zwischen euren herrschenden Gruppen um das Recht, euch ausbeuten zu können", rief die New Yorker Zeitung „PM" den Deutschen zu. Und „Jetzt brechen die Junker mit den Nazis, ... mit denen sie sich einst zusammentaten, und der Zweck beider Schritte war und ist der gleiche: ihre Ländereien und ihre Macht zu retten!" orakelte die „New York Post".

Aber auch die konservative Presse, oder, sagen wir besser, die „ernsthafte" Presse in den Vereinigten Staaten (die britischen und französischen Zeitungen schwenkten völlig auf diese Linie ein) konnte sich für geraume Zeit der allgemeinen Tendenz nicht entziehen, die „Offiziersclique" als *„den"* Feind zu erklären.

Am 9. August 1944 veröffentlichte die „New York Times" einen Artikel, in dem es in edler Entrüstung hieß, die Einzelheiten des Attentats erinnerten eher an „die Atmosphäre der finsteren Verbrecherwelt" als an die, welche man „normalerweise in einem Offizierskorps eines Kulturstaates erwarten würde", und die „New York Herald

Tribune" hatte bereits am 1. August festgestellt: „Wenn der Hitlerismus seine letzte Verteidigungsstellung bezieht, indem er die militärische Tradition zerstört, dann nimmt er den Alliierten einen großen Teil ihrer Arbeit ab", um am 9. August fortzufahren: „Amerikaner werden im allgemeinen nicht bedauern, daß die Bombe Hitler verschont hat, auf daß er seine Generale erledige. Amerikaner haben nichts übrig für Aristokraten als solche und am wenigsten für diejenigen, die dem Taktschritt huldigen und, wenn es in ihre Pläne paßt, mit niedriggeborenen, pöbelverbundenen Korporalen zusammengehen. Mögen die Generale den Korporal töten oder umgekehrt, — am liebsten beides!"

Für die Deutschen kann diese verfehlte Reaktion des Auslandes kein Grund zu Entrüstung oder Überheblichkeit sein. In den Wochen um den 20. Juli 1944 hat auch in Deutschland nur eine verschwindend kleine Minderheit begriffen, was hier eigentlich geschehen war. Und bis heute ist sich der Durchschnittsdeutsche trotz allen anerkennenswerten Bemühungen offizieller Stellen und verantwortungsbewußter Publizisten der historisch-moralischen Bedeutung jenes deutsch-europäischen Schicksalstages für die Grundlegung neuer deutscher Selbstfindung kaum stärker bewußt als der Ausländer.

In den Vereinigten Staaten begann sich die Haltung zum Widerstand jedoch im Jahre 1946 zu ändern. Typisch und wegen der überragenden Bedeutung der Zeitung von exemplarischem Charakter ist, was am 18. März des Jahres einer der Herausgeber der „New York Times", C. I. Sulzberger, öffentlich und ausführlich zu Protokoll gab. Er erklärte, daß die alliierten Regierungen nicht nur von der Existenz der deutschen Fronde gewußt hatten und von Emissären des Widerstands detailliert unterrichtet worden waren, sondern daß die Demokratien auch bewußt und eindeutig jede Unterstützung abgelehnt haben. Er stellte weiterhin fest: „Es war eine Verschwörung, die nicht nur einige von Deutschlands führenden Männern wie prominenteste Heeres- und Flottenoffiziere umfaßte, sondern auch wichtige Diplomaten und Geistliche sowohl der Katholischen wie der Protestantischen Kirche. Die Verschwörer, die untereinander über Methoden und Ziele des öfteren keineswegs einig waren, stellten schließlich die Verbindung mit alliierten Stellen her, so mit dem ehemaligen britischen Außenminister Anthony Eden und Frau Alexandra Kollontay, der ehemaligen russischen Botschafterin in Stockholm. Aber immer wieder wurde ihnen gesagt, daß man ihnen keinerlei Zusagen machen würde, und sie wurden sich selbst überlassen, um ihre eigene Regierung zu stürzen."

Diese Veröffentlichung brach die Bresche für verständnisvolle und um Wahrheitsfindung bemühte Publikationen in den USA: Schlabrendorff, Hassel, Gisevius kamen u. a. in englischen Übersetzungen heraus. Diese Bücher, die — ebenso wie Pechels Rechenschaftslegung — ursprünglich in der Schweiz erschienen und dank dem unerfindlichen Ratschluß der Besatzungsbehörden geraume Zeit dem deutschen Leser vorenthalten wurden, haben zusammen mit einer Reihe ungefähr zur gleichen Zeit erscheinender Zeitschriftenartikel — darunter beachtlich u. a. F. L. Fords Untersuchung „The Twentieth of July in the history of the German resistance" in der „American Historical Review" (Nr. 51, 1946) — dazu beigetragen, der amerikanischen Öffentlichkeit ein neues Bild der deutschen Opposition zu vermitteln.

So stellte Ford unmißverständlich fest: „Moralische Empörung über den Nationalsozialismus — oft nicht das einzige Motiv, selten das entscheidende — zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze Widerstandsbewegung; man verdammte ihn ohne Einschränkung und ohne Rücksicht auf seine Erfolge oder Mißerfolge oder darauf, ob man in ihm eine Gefahr für alte Traditionen erblickte oder glaubte, ihn doch noch in Schach halten zu können. Er war einfach ethisch verwerflich."

Diese Formulierung ist insofern von besonderem Gewicht, als man zwar — wenigstens zögernd — anzuerkennen begann, daß es offensichtlich eine deutsche, aus widerspruchsvollen Elementen bestehende Opposition gegen Hitler gegeben hatte, wenn auch nicht als Massenbewegung im organisatorischen Sinne, ihr aber im allgemeinen noch geraume Zeit recht fragwürdige Motive unterstellte. Erst die Einsicht, daß der Krieg unter der dilettantischen Führung der Nationalsozialistischen Partei und des „größten Feldherrn aller Zeiten" einer katastrophalen Niederlage zutrieb, habe — so argumentierte man — die Reaktionäre, die Militärs, die um ihre Besitztümer fürchtenden Junker dazu gebracht, sich von der

erfolglosen Regierung abzusetzen und, um Armee und Kastenherrschaft für zukünftige Chancen deutschen Weltmachtstrebens zu retten, den Versuch zu machen, die Alliierten mit der Fiktion eines „Anderen Deutschland" dazu zu bringen, sie für vertrauenswürdiger als Hitler zu halten.

„Aus sonderbaren Gründen", bemerkte der amerikanische Abwehroffizier Alexander B. Maley in „Human Events" (27. Febr. 1946), „ist das Epos des deutschen freiheitlichen Widerstandes unterdrückt worden. Von seinem Heroismus ist uns nichts erzählt worden, seine Opfer blieben unbesungen. Man hat uns glauben gemacht, daß die deutsche Nation fast ohne Ausnahme den Verbrechen ihrer Führer zugestimmt hat. Kein Beweis des Gegenteils durfte sogar bei den Nürnberger Prozessen zutage kommen — ein schwerwiegender psychologischer Fehler; denn nichts würde das deutsche Volk mehr beeindrucken als die Geschichte seiner Volksgenossen, die so viel für es opferten!"

Langsam aber kamen Stimmen zu Wort, die dem deutschen Widerstand gerecht zu werden versuchten: Allen W. Dulles, der Bruder des heutigen amerikanischen Außenministers, der als Chef einer amerikanischen Nachrichtenorganisation seinerzeit von der Schweiz aus über Gisevius und andere Kontakt mit der deutschen Opposition gehabt hatte, publizierte unter Mitarbeit deutscher Exilierter die „Verschwörung in Deutschland"; der emigrierte deutsche Professor Hans Rothfels erbrachte in seiner Darstellung „Die deutsche Opposition gegen Hitler" eindeutig den dokumentarischen Beweis für die in schweren Gewissenskämpfen errungene grundsätzliche und jedem Opportunismus ferne Haltung humanistisch-christlichen Protests im führenden Zirkel des deutschen Widerstands. Die von Dulles zum ersten Male publizierten „Kreisauer Dokumente" konnten denen, die hören wollten, genug über die echte und von ethischen Entscheidungen bestimmte Einstellung eines der Führungskreise im deutschen Widerstand sagen, auch denen, die etwa von dem Opfertod der Geschwister Scholl in München zwei Jahre vorher unberührt geblieben waren.

Daß sich die französische Publizistik auch dem deutschen Widerstand gegenüber reserviert verhielt, ist angesichts der bitteren Erinnerungen der Franzosen an die deutsche Besatzung verständlich. Immerhin hat die Zeitschrift „Documents" in — sympathisierender — Objektivität mehrfach Übersetzungen von Dokumentationen zum deutschen Widerstand abgedruckt, während die das bis dahin vorliegende Tatsachenmaterial durchaus einwandfrei darstellende Untersuchung „L'armée allemande et le complot du 20. juillet 1944" in der „Revue de la défense nationale" (Oktober 1948) ebenso wie die etwa ein Jahr später in der amerikanischen Militärzeitschrift „Military Affairs" (Winter 1949) erschienene Studie „The German officer corps versus Hitler" von eisiger „Sachlichkeit" ist. Weder Léon Agourtine noch Harvey A. de Weerd — die Verfasser der beiden Arbeiten — lassen sich im Grunde auf eine Parteinahme ein: sie referieren, und zwar meist auf Grund deutschen Quellenmaterials.

Es ist nur natürlich, daß man im Ausland überhaupt — auch abseits der „Fachkreise" — vor allem am Problem der „Anti-Hitler-Generale" interessiert war. Daß in England nach Kriegsende eine beinahe frenetische Begeisterung für Marschall Rommel, den „Wüstenfuchs", ausbrach, ist bekannt. Die Begeisterung galt allerdings mehr dem Feldherrn als dem „Widerständler", aber die Bekundung in Nürnberg, daß man Rommel offiziell wegen Teilnahme an der Vorbereitung des 20. Juli zum Selbstmord veranlaßt habe, hat mehr dazu beigetragen, der angelsächsischen öffentlichen Meinung einen deutschen Widerstand glaubhaft erscheinen zu lassen, als alle Dokumentationen Goerdelers, Helmuth v. Moltkes und anderer, die vor Gericht gestellt worden waren.

Noch mehr als der „Fall Rommel" hat die Phantasie des Auslandes die Figur des „geheimnisvollen" Chefs der deutschen militärischen Abwehr, Admiral Canaris, beschäftigt. Es schien unvorstellbar, daß der oberste deutsche Spionagechef, in Kontakt mit Attentätern gegen das Staatsoberhaupt, wenngleich an den Vorbereitungen des Staatsstreichs persönlich nicht beteiligt, bewußt dazu mitgeholfen habe, den Kriegsgegnern Informationen zuzuspielen, bis man schließlich „herausfand" — der Engländer Jan Colvin gab diese Erklärung —, daß er ein Sonderagent des englischen „Secret Service" gewesen sei. Der Titel seines Buches „Master Spy. The incredible story of Admiral Wilhelm Canaris, who, while Hitler's chief of Intelligence, was a secret ally of the British", der alle Freunde von

„mystery stories" anzog, erwies sich bei näherem Hinsehen als Bluff. Mehrfach die Kennzeichnung „ally" (Verbündeter) in sorgfältig formuliertem Kauderwelsch im Sinne von „agent" benutzend, bleibt er jeden Beweis für seine Unterstellungen schuldig. —

Zeitgenössische Urteile über historische Ereignisse hängen immer von den Umständen ab, unter denen sie gefällt werden. Zustimmung, Ablehnung, Gleichgültigkeit sind dabei keine feststehenden Werte. Ihr Gewicht ändert sich mitunter schnell, sowie sich die „Zeiten ändern", d. h. die Vorzeichen, nach denen gewertet wird. Nur selten wirken geschichtliche Ereignisse im Bewußtsein eines Volkes fort. Völker vergessen schnell — ihre Schänder und ihre Helden. Aber vielleicht hat die amerikanische Journalistin Dorothy Thompson (New York) doch so etwas wie eine Parole ausgegeben, die nicht nur für Amerikaner gilt, als sie 1946 in dem Sammelband „Deutsche Innere Emigration" über die Männer des 20. Juli schrieb: „Wie immer die Geschichte sie beurteilen mag, alles hängt davon ab, *wer* die Geschichte dieser Männer, die einen Versuch unternahmen, der mißlang, schreiben wird: wenn wir Amerikaner klug wären, sollten wir die Augen des deutschen Volkes auf sie lenken, damit Deutsche wieder auf Deutsche stolz sein können. Denn kein Volk kann ohne Helden leben!"

Karl O. Paetel

Lovis Corinth

Nicht alle Menschen sind in der glücklichen Lage, in einer Atmosphäre aufzuwachsen, die richtungweisend die zukünftige Entwicklung bestimmt. Auch in der Familie Corinth wird niemandem der Gedanke gekommen sein, daß der kleine, am 21. Juli 1858 in Tapiau am Pregel geborene Lovis in der Welt einmal zu den bedeutendsten Malern seiner Zeit gezählt würde. Der Vater entstammte einer Bauernfamilie und die Mutter war die Witwe eines Lohgerbers in Tapiau. In diesem kleinen Landstädtchen verbrachte Lovis seine früheste Jugend. Der Vater hätte gerne gesehen, daß sein einziger Sohn — Lovis hatte nur Stiefgeschwister — einmal studieren würde. Deshalb wurde er 1867 bei einer Schwester seiner Mutter, die in Königsberg mit einem Schuhmacher verheiratet war, einquartiert, um das dortige Gymnasium zu besuchen. Aber bald zeigte sich, daß das Kind sich seinem Wesen nach für diese begonnene Laufbahn nicht eignete. Eher gehemmt als gefördert durch die kümmerlichen Verhältnisse bei seinen Verwandten gelang es Corinth mit Mühe, das Einjährigenzeugnis zu erhalten, und sowohl Schüler als auch Lehrer waren froh, als Lovis die Schule verließ. Der Abschied wurde ihm um so leichter, da er bei seiner eigenwilligen und ungeschlachten Art während dieser Zeit keine Freunde gefunden hatte.

Das Zeichnen war ihm schon auf dem Gymnasium der liebste Unterricht, und nun durfte er die mit Eifer schon erworbenen Fähigkeiten auf der Akademie in Königsberg ausbauen, in die ihn sein Vater 1876 eintreten ließ. Doch wurden dort die Verhältnisse für eine ersprießliche Arbeit immer ungünstiger, so daß sich 1880 eine Reihe von Studenten — darunter auch Corinth — entschloß, Königsberg zu verlassen. Eigentlich wollte er in das Atelier von Defregger in München eintreten, aber die Umstände ergaben, daß er im Oktober 1880 in die sehr geachtete Klasse für Malerei von Löfftz aufgenommen wurde. In dieser Münchener Schule lernte er das Malerhandwerk von Grund auf. Dort wurde in jener Zeit das Lavieren und auch die tonige Spachteltechnik Courbets, die in die Münchener Tradition eingegangen war, geübt. Außerdem kam damals die neue Errungenschaft des Primamalens in Mode, mit der Corinth hier bekannt wurde.

Von dem belgischen Kolorismus angezogen, reiste er 1884 nach Antwerpen und ging nach kurzem Aufenthalt im gleichen Jahr nach Paris, um dort noch einmal bei Bourguereau und Robert-Fleury Akt- und Figurenmalerei zu studieren. Obwohl der junge Maler drei Jahre in Paris blieb, scheint ihn die damals moderne französische Kunst kaum beeindruckt zu haben. Überhaupt ist bei Corinth nirgends eine bestimmte Abhängigkeit von anderen Malern zu bemerken. Er bleibt zeitlebens ein Einsamer. Schwerblütig, mit seiner ungeschlachten Art und kompromißlosen Direktheit erwirbt er sich nur wenige Freunde, wohl aber gelingt es ihm schon sehr bald, durch sein Können Anerkennung zu erzwingen.

Mit ungeheurer Willenskraft überwindet er seine ständigen Depressionen und geht unbeirrt seinen eigenen Weg. Wer würde

bei seiner zupackenden Art zu malen auf die Idee kommen, daß ihn immer wieder Zweifel an seinem Können heimsuchten? Mit seiner Kunst schließt er sich an kein Programm einer bestimmten Richtung an. Zunächst ist er in erster Linie Figurenmaler. Will man auf seine Malerei den Begriff des Impressionismus anwenden, so muß man das mit äußerster Vorsicht tun; sonst würde eine solche Einordnung eine zu große Einengung seiner Kunst bedeuten. Das Impressionistische seiner besonderen Prägung tritt in Corinths Werken nach 1911 hervor und bringt ihn in einen gewissen künstlerischen Zusammenhang mit den großen Zeitgenossen Slevogt und Liebermann. Diese Verbindung ist aber ebenso lose und aus der Zeit heraus bedingt wie die Elemente des Jugendstils, die in einigen Werken der Frühzeit zu bemerken sind.

Ein starker Wandel in der Kunst Corinths läßt sich vom Jahr 1911 an beobachten. Damals überfällt den bärenstarken Mann eine schwere Krankheit. Er erlangt seine Gesundheit zwar bis zu einem gewissen Grade zurück, aber das Bewußtsein der Gefährdung bleibt. Deutlich ist das den Selbstbildnissen dieser und der folgenden Zeit anzusehen, die nun ein von Leiden gekennzeichnetes Gesicht zeigen. Sein Pinselschlag ist womöglich noch großzügiger geworden und erreicht eine stärkere Ausdruckskraft. So, wie er sich in diesen Bildnissen um mehr als nur um sein Abbild bemüht — es gleichsam durch expressive Überbetonung des inhaltlich Wesentlichen gestaltet —, so formt er auch seine Landschaften und Stilleben von ihrem optisch-realen Sein her in eine neue ausdrucksbetonte Existenz einer Bildwelt um. Die vom Kontur her zusammengefaßte Form wird aufgelöst; die Neugestaltung kommt durch Schichten und Nuancieren der Farbwerte zustande.

Es ist erstaunlich, daß dieser doppelt — durch seine lebensgefährlichen Depressionen wie durch seine Krankheit — gefährdete Künstler sich doch immer wieder zu solchen Leistungen aufschwingen kann, wie sie sich gerade in seinen Spätwerken darstellen. Das eigentliche Ergebnis seines Strebens erreicht er etwa um das Jahr 1917. Nun verlieren auch die Mehrfigurenbilder erzählenden Inhalts, die in der früheren Zeit noch zu sehr eine Addition von Einzelmodellen waren, besonders bei Darstellungen mit lebhaften Bewegungen die Starrheit der gestellten Szene.

Von besonders eindrucksvoller Schönheit sind die Walchenseelandschaften. Diese Werke entstanden in Urfeld, wo sich Corinth 1918 ein Haus gekauft hatte. In die gleiche Periode gehören auch zwei Pendants, die bei einem Aufenthalt in Luzern gemalt wurden. Das eine stellt den Vierwaldstättersee am Morgen dar und das andere den gleichen See am Nachmittag.

„Der Vierwaldstättersee am Nachmittag" (57 zu 75 cm, Hamburger Kunsthalle) strahlt eine herbe und kühle Stimmung aus. Es ist ganz auf Blau aufgebaut, das durch grünliche und violette Tönungen variiert wird. Nur aus diesen Farbvaleurs heraus werden Raum und Form gestaltet. Die Dinge haben etwas Schemenhaftes und Züngelndes; sie werden in ihrer Substanz durch die weißlichen Lichtfetzen, die über das Bild verstreut sind, angefressen, oft nahezu zersetzt. Die Sonne steht schon tief. Der Himmel ist von windzerrissenen Wolken bedeckt, die bis an die Gipfel der hohen Gebirgskette herunterreichen und nur ein zartes Blau durchscheinen lassen. Den schneebedeckten Bergen vorgelagert ziehen, sich überschneidend und in die Tiefe führend, dunkle, im Gegenlicht stehende Höhenzüge silhouettenhaft hin. Ihre Hänge fallen gegen das Seeufer mit den fast körperlos gewordenen Gebäuden ab. Das tiefste Dunkel, das den hereinbrechenden Abend ankündigt, liegt auf dem sich in die Tiefe ziehenden Gestade am linken Bildrand mit den rötlich-braunen Kaminschloten. Die Oberfläche des Wassers ist in lebendiger Unruhe und spiegelt die zwielichtige Stimmung der späten Nachmittagsstunde wider. Ein kleines Boot schaukelt auf den Wellen. Das Spannungsgeladene und die Kühle, die von dem Bild ausstrahlen, und dann wieder das Leuchten der gelben und grünen Farbtupfen neben weißen Schneeresten lassen die frühe Jahreszeit deutlich erkennen. Dieses reife Werk Corinths entstand ein Jahr vor dem Tod des Meisters im Mai 1924. Es ist erschütternd, daß schon zwölf Jahre nach dem Tod des Künstlers Bilder von dieser Großartigkeit verdammt werden konnten. Auch dieses Gemälde wurde 1937 als „entartet" beschlagnahmt.

Wie Lovis Corinth seine Landschaften vorbereitend erlebt, berichtet Charlotte Berend-Corinth in ihrem Buch „Mein Leben mit Lovis Corinth": „Zu unserem Befremden beobachteten wir, daß Lovis sich der Landschaft nicht so hingab wie wir — schein-

bar! Er war anscheinend nur draußen, wenn er malte, sonst saß er im Zimmer und las, stundenlang, am Tage. Heute nacht habe ich plötzlich begriffen, daß er sich im allgemeinen deshalb weniger dem Betrachten hingab, weil er die Landschaft in sich barg . . . — Da sitzt der alte Corinth, die Augen verträumt. Soll man ihm diese schöne Nacht zeigen? Nein! Denn offenbar würde man da etwas abbrechen, was in ihm vorgeht..."

Paul Eich

Charlotte Berend-Corinth, Mein Leben mit Lovis Corinth. List-Verlag, München 1958 (List-Bücherei Nr. 113), 187 S., br. 1,90 DM.

Zwiesprache

Wer sich — angeregt etwa durch den Aufsatz von Carl-Christoph *Schweitzer* über „Tradition und Vorbilder" — eingehender mit der Geschichte des politischen Liberalismus „deutscher Prägung" beschäftigen will, der sich nicht unwesentlich von dem mehr naturrechtlich geprägten angelsächsischen Liberalismus unterscheidet, kann an der großen Stein-Biographie *Gerhard Ritters* nicht vorübergehen. Siebenundzwanzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen legte die Deutsche Verlagsanstalt dieses Werk zum 70. Geburtstag des Freiburger Historikers am 6. April dieses Jahres in einer neuen einbändigen Ausgabe vor, die der Verfasser auf den neuesten Stand gebracht hat (Gerhard Ritter, Stein. Eine politische Biographie. Zweite neugestaltete Auflage in einem Band. Stuttgart 1958, 656 S. und 1 Bild, Ln. 36,— DM). Über diese aus der besten Tradition deutscher Geschichtswissenschaft erwachsene Arbeit — allein der Quellenapparat umfaßt über 100 Druckseiten — wird die künftige Forschung höchstens insofern hinausgehen können, als die große Ausgabe des Steinschen Nachlasses vielleicht noch wichtiges neues Material erschließt. Doch Ritters Anliegen ist hier, ebenso wie in manchen anderen seiner Schriften, nicht ausschließlich ein historisch-wissenschaftliches, sondern ebenso ein politisches und nationalpädagogisches. Deshalb nennt er das Buch im Untertitel „Eine politische Biographie". Ebenso wie jenen anderen Vertretern des geistigen Deutschland, von denen Schweitzer in seinem Aufsatz berichtet, geht es diesem Geschichtsforscher darum, durch Klärung und Läuterung des deutschen Geschichtsbewußtseins eine freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung schaffen und festigen zu helfen. Die Schlußworte seiner Stein-Biographie lauten: „Was freie, zur Mitverantwortung drängende Initiative des einzelnen, der Gruppen, Genossenschaften und Berufsstände bedeutet, ist vielleicht noch nie so deutlich geworden wie heute, im Zeitalter des Kollektivismus und des allgemeinen Drängens zum Staatsrentnertum." Ritter zog aus seiner Haltung auch die praktischen Konsequenzen: er gehörte dem Kreis um Goerdeler an und wurde im April 1945 aus dem Gestapogefängnis in Berlin befreit. Sein von Schweitzer ebenfalls zitiertes Werk über „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung" wurde in Heft 10/55 dieser Zeitschrift gewürdigt; neben anderen Beiträgen Gerhard Ritters konnte die „Zeitwende" auch einen Aufsatz von ihm zur zehnten Wiederkehr des 20. Juli 1944 veröffentlichen.

Die Gedichte des am 3. April dieses Jahres verstorbenen Theodor *Kramer* stammen aus dem Band „Vom schwarzen Wein" (Otto Müller Verlag, Salzburg), den Heinz Beckmann auf Seite 490 dieses Heftes bespricht. Das Landschaftsbild von Lovis *Corinth* haben wir nach der Reproduktion in dem auf Seite 488 besprochenen Werk von Bernard S. Myers über „Die Malerei des Expressionismus" (Verlag M. Dumont-Schauberg, Köln) wiedergegeben. Zw./DNF.

Mitarbeiter: Professor Hans Bohnenkamp, Osnabrück, Schloßwall 67 / Pastor Dr. Helmut Echternach, Hamburg 39, Scheffelstr. 22 / Dr. Karl Epting, Stuttgart, Gaußstr. 55 A / Studentenpfarrer Viktor Grawit, Hannover, Ludwig-Bruns-Straße 9–11 / Dr. Carl-Christoph Schweitzer, Bonn-Ippendorf, Röttgener-Straße 14